Zeitschrift: Romanica Raetica

Herausgeber: Societad Retorumantscha

Band: 20 (2011)

Artikel: Jon Pult : Pleds e scrits = Reden und Schriften

Autor: Valär, Rico

Kapitel: Pleds davart il rumantsch in otras linguas = deutsche und anderssprachige Reden zum Rätoromanischen

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-858958

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pleds davart il rumantsch in otras linguas
Deutsche und anderssprachige Reden zum Rätoromanischen

Schrifttum und Schriftsteller Romanisch-Bündens

Ansprache an der Versammlung des Schweizer Schriftstellervereins
zur Gründung der Uniun da scriptuors rumantschs (USR)
Grossratssaal, Chur, 26. Mai 1946

Hochverehrte Anwesende,
Mitglieder und Gäste des Schweizerischen Schriftstellervereins!
Unsere Landessprachen haben bereits im Liede erklungen. In französischen Worten hat uns Ihr Präsident, Herr Prof. Henri de Ziegler, begrüsst. Deutsch, Italienisch und Rätoromanisch, die drei Sprachen Graubündens, ertönen in diesem Grossratssaale. Wer aber von auswärts nach Rätien kommt – wie Sie zu dieser Versammlung – möchte doch vor allem etwas über das Rätoromanische hören, die für Graubünden eigenartigste Sprache, in der rätische Kultur in romanischer Form noch heute weiterlebt.

Die meisten unter Ihnen kennen aber unsere Sprache nicht und werden auch wenig über unser Schrifttum gehört haben. Ihre Gesellschaft hat zwar schon vor Jahren Interesse dafür gezeigt. Ich denke an den «Geistarbeiter» Januar 1938, der rätoromanischen Fragen gewidmet war. Heute, da Sie sich aus allen Teilen der Schweiz in Chur versammelt haben, komme ich gerne Ihrem Wunsche nach, einen Überblick über unser Schrifttum zu geben und Sie mit einigen Schwierigkeiten und Tendenzen unserer Schriftsteller – von denen hier einige anwesend sind – vertraut zu machen. Es fällt mir allerdings nicht leicht, gleichzeitig vor Kennern und Nichtkennern unserer Verhältnisse zu sprechen, und die Zeit ist recht kurz bemessen, um einen Gang durch den seltsamen rätischen Dichtergarten zu wagen. Mögen Sie sich also mit einigen Hinweisen begnügen und keine eingehende Führung von mir verlangen. Leider fehlt bis heute – abgesehen von guten Einzeluntersuchungen – eine umfassende kritische Literaturgeschichte. Leider fehlt auch eine grössere Anthologie mit guten Übertragungen rätoromanischer Poesie. Von unserer Prosa kann sich der deutschsprachige Leser ein Bild machen durch Reto Bezzolas «Tiara grischuna», eine Auswahl von Erzählungen aus dem Rätoromanischen.

Die geschriebene Literatur Romanisch-Bündens ist verhältnismässig jung, kaum 400 Jahre alt, dagegen spiegelt die ungeschriebene, mündlich überlieferte Volksliteratur seit fernster Zeit rätische Natur und Wesensart. Wir dürfen sie nicht übersehen. Es finden sich darunter einige schöne Alpenblumen. Als Beispiel eines Volksliedes aus rätischer Vorzeit erinnere

ich Sie an das St. Margaretha-Lied, «La canzun de Sontga Margriata». Die Heilige wohnt als Hirt verkleidet auf der Alp. Eines Tages, wie sie den Steig hinuntergeht, strauchelt sie über eine Steinplatte, so dass sich ihr Busen entblösst. Der Hirtenbub hat es gesehen, dass sie ein Weib ist. «Das muss unser Senne wissen, welch' glückselige Maid wir besitzen». Die Jungfrau bittet ihn, nichts davon zu sagen. Sie bietet ihm Geschenke an, wenn er schweigt: drei weisse Hemden, drei Schafe, drei Kühe, einen schönen Garten, den man drei Mal im Jahre mähen kann. Alles nützt nichts. Der hartnäckige Hirtenbub beharrt darauf, es dem Senn zu erzählen. «Quei sto nies signun gnir a saver, e quei sto nies signun gnir a saver, tgneinina zezna purschalla nus havein». Da lässt ihn die Heilige in die Erde versinken und nimmt Abschied von der Alp, vom Kessel und Milchfass, von den Matten und Kräutern. Die Kühe weinen ihr nach. Die Alp verödet und wird nie mehr grünen. Dieses ergreifende Alpenlied hat Decurtins in seiner berühmten Chrestomathie abgedruckt, und Hochwürden Christian Caminada, derzeitiger Bischof von Chur, hat eine interessante wissenschaftliche Abhandlung über das St. Margaretha-Lied verfasst.

Als Beispiel eines überlieferten Volksdramas erwähne ich «La passiun da Sumvitg», ein Passionsspiel von national-bündnerischer Prägung, in dem der Heiland nach den Rechtssitten des Grauen Bundes angeklagt und verurteilt wird. Man glaubt einem der berüchtigten Strafgerichte zur Zeit Jenatschs beizuwohnen. Kaiphas sieht im Heiland einen Parteimann und Volksaufwiegler. Es machen sich aber Proteste geltend, und einer ruft dem Hohepriester: «Caifas, jeu protest la sentenzia», ein anderer: «Teidla, teidla president! Era quest ei miu sentiment, jeu ti dig per serament.» Der jüdische Hohepriester wird also zum bündnerischen Gerichtspräsidenten.

Auch aus anderen Gebieten der Volksliteratur könnte man eigenartige Sachen herausgreifen. Selbst internationale Märchenstoffe haben manchmal ein köstliches bündnerisches Kolorit angenommen, wie Leza Uffer nachgewiesen hat. So wird in unserer Demokratie der Märchenkönig zum «mastral» (Kreispräsident) und die Königin zur «mastralessa» (Kreispräsidentin). In einer romanischen Fassung des «Schneewittchen» stimmen die Zwerge darüber ab, ob sie Schneewittchen am Leben lassen wollen oder nicht. Von der Schönheit des Mädchens gerührt, ist die Mehrheit für die Erhaltung am Leben. In Romanischbünden werden noch heute Märchen erzählt und gestaltet. So wird aus dem Oberhalbstein gesagt, der Märchenerzähler Spinas hätte zur raschen Versetzung einer Person das moderne Flugzeug verwendet. Das geht eben noch rascher als der Siebenmeilenstiefel.

Verehrte Damen und Herren! Nach diesen Hinweisen auf unsere so eigenwillige und lebendige Oralliteratur gehe ich nun über zur geschriebenen Literatur. Ein äusseres Bild über den Umfang des gedruckten Schrifttums gibt Ihnen die «Bibliografia Retoromontscha», die vom Anfang 1552 bis 1930 im ganzen 3092 Erscheinungen registriert, darunter auch manche bibliophile Seltenheit. Seit 1930 und vor allem seit der Anerkennung des Rätoromanischen als Nationalsprache ist die durchschnittliche jährliche Produktion von 50 Werken noch angestiegen. Dazu kommen noch viele wertvolle Manuskripte, so unser erstes literarisches Denkmal aus dem Jahre 1525, das Lied vom Müsserkrieg, ein rauhes episches Gedicht, das der Staatsmann Gian Travers zu seiner Rechtfertigung geschrieben hat. Die Oberengadiner Archive bergen noch unveröffentlichte kulturhistorisch interessante Manuskripte. Die gegenwärtige Ausstellung «Bündner Schriftwerke aus 12 Jahrhunderten» in der Landesbibliothek Bern zeigt eine Anzahl seltenster Werke.

Allgemein dürfen wir wohl sagen, dass kaum ein anderes Alpenvolk zahlenmässig eine so reiche literarische Produktion aufzuweisen hat. Dabei sind die 40'000 Bündner Romanen mundartlich arg zersplittert und haben nie ein gemeinsames Zentrum gehabt. Jede Gerichtsgemeinde, jedes Dorf hatte eigenes Gepräge, eigene Verfassung, eigene Mundart. So ist es nie zu einer einheitlichen Schriftsprache gekommen. Es bildeten sich im wesentlichen zwei Regional-Schriftsprachen aus, das Surselvische im Bündner Oberland und das Ladinische in der Variante des Oberengadins und des Unterengadins-Münstertals.

Unter den zahlreichen rätoromanischen Schriften finden sich manche Werke, die auch literarischen Wert besitzen. Ich kann Ihnen aber nur einige Züge unserer Literaturgeschichte andeuten und da und dort einen Namen, ein Werk zitieren. Die Heimat des rätoromanischen Schrifttums ist das Engadin. Dort entstanden die ersten Werke, das bereits genannte Epos vom Müsserkrieg von Travers, das Neue Testament von Bifrun, dessen kräftige, unraffinierte, sprachreine Prosa uns heute noch ein klassisches Vorbild ist, die Psalmen von Champell, die von einer alpin-herben Schönheit sind. Damit beginnt eine lange Periode religiöser Literatur. In den verschiedenen Idiomen entstehen Bibelübersetzungen, Gebet-, Gesang-, Erbauungsbücher, Katechismen, theologische Streitschriften von Katholiken und Protestanten, aber auch politische Streit- und Rügelieder, Reimchroniken usw. Unter den Hunderten von religiösen Werken, die literarisch meist nicht von Bedeutung sind, finden sich stellenweise auch Worte von einer seltenen Wucht, so

z. B. bei Steivan Gabriel, dem feurigen Prädikanten, der gegen die Laster der Gesellschaft wettert, gegen die Trunksucht und die Tanzwut: «Der Trunkenheit soll man entfliehn, wie vor einer Hexe.»

Da l'eivradad deis ti fugir
Ton sco dad ina stria:
Da l'eivradad deis ti gunchir,
Gunchir da l'ustaria.

Schlimmer noch sind die Teufelssitten auf dem Tanzboden:

Salgint, current van els anturn,
cun breia, cun calira,
sco pauper muvel nar a sturn,
o gronda narradira!

In der Übersetzung von Carnot:

Wie springen sie, wie rennen sie,
Und ihre Wangen brennen!
O Narrenvolk, wie wildes Vieh
die armen Narren rennen.

Ähnliche Töne finden wir auch in der Philomela von Martinus ex Martinis. Spätere Werke des 18. Jahrhunderts zeigen dann aber eine vom Pietismus beeinflusste fast hysterische religiöse Empfindlichkeit. Ich denke an die «Canzuns spirituaelas» von Gian Frizzoni.

Im 19. Jahrhundert verliert sich der religiöse Mythus. Das Schrifttum entfremdet sich der Kirche und auch der rätischen Tradition. Der Bündner Freistaat wird zum schweizerischen Kanton. Die Tore öffnen sich den neuen Geistesströmungen. Für das Rätoromanische bricht eine gefährliche Zeit herein. Schulwesen, Verkehr, Wirtschaft weisen vom Romanischen weg, und schliesslich ruft der gewaltig anwachsende Fremdenverkehr sprachfremde Elemente ins Land, die sich nicht assimilieren. Viele sehen in der heimatlichen Sprache geradezu ein Hindernis, für andere ist sie eine schöne Sprachruine. Gerade in dieser Zeit erwacht aber bei Wissenschaftern und Schriftstellern die Besinnung auf das rätoromanische Erbe. Die Philologen entdecken das rätische Wunderland und beginnen zu sammeln

und forschen. Ein Robert von Planta legte den Grundstein zum «Dicziunari rumantsch grischun», der heute zu einem wahren «Thesaurus» rätischer Sprache und Kultur herangewachsen ist. Der Chefredaktor Andrea Schorta hat neulich den ersten Band abgeschlossen. Es entstanden die Sprachgesellschaften mit ihren periodischen Veröffentlichungen, wie z.B. die «Annalas da la Società Retorumantscha», von denen heute die stattliche Zahl von 57 Bänden vorliegt. Darin findet sich ein reiches linguistisches, literarisches, volkskundliches, rechts- und staatsgeschichtliches und kulturhistorisches Material. Es wäre auch die rührige bündnerromanische Presse zu nennen, die publizistische Tätigkeit der Lia Rumantscha im Kampfe für unsere Sprache.

Ich halte mich hier aber einzig an die dichterischen Werke. Auch die Schriftsteller haben sich für die Sprache eingesetzt, mit grosser Liebe und wahrer Begeisterung. Das sei ihnen zum Lobe gesagt. Das hatte aber anderseits auch zur Folge, dass sie ihre Talente einseitig in diesen Dienst stellten. «Art pour l'art» hat es bei uns – vielleicht bis in die neueste Zeit – nicht gegeben. Der romanische Dichter war auch romanischer Kämpfer. Doch wäre es unrichtig zu sagen, dass darob das rein Ästhetische vernachlässigt wurde. Man denke nur an die Feinarbeit eines Lansel. Neben den vielen Dilettanten, all den dichtenden Zuckerbäckern, Cafetiers, Bankiers im Ausland, die ihrem Heimweh in Versen Ausdruck gaben, traten auch Schriftsteller auf, die sich ihrer Berufung und ihres Künstlertums bewusst wurden. In der modernen rätoromanischen Literatur werden fast alle literarischen Gattungen gepflegt. Über dem Dilettantischen und Intentionellen wenden sich einige Dichter rein künstlerischen Zielen zu. Ich möchte nun aus der Literatur der letzten 100 Jahre einige typische Beispiele herausgreifen und einige Schriftsteller, auch heute wirkende, wenigstens mit Namen nennen. Zunächst die Surselva, das Bündner Oberland.

Huonders Lied vom freien Bauern «Il pur suveran» ist über Rätien hinaus bekannt geworden. Gonzague de Reynold hat es als Inbegriff eines schweizerischen Gedichtes gerühmt. Als grösster Dichter der Surselva gilt Giachen Caspar Muoth, dessen 100jähriger Geburtstag letztes Jahr in Brigels gefeiert worden ist. Muoth ist ein hervorragender Meister der Sprachen und bedeutender Epiker. Sein «Cumin d'Ursera» (Die Landsgemeinde im Urserental), unser nationales Epos, ist von einer mitreissenden elementaren Kraft und von einer romanischen Virtuosität der Bewegung. Muoth weiss ebenso gut, das ländliche Leben in Idyllen zu zeichnen, wie Episoden aus der Bündner Geschichte, die er als Historiker gut kannte, in Balladen aufleuchten zu lassen. Ein Beispiel: Die Balladen vom Tyrannen Victor. Der gewalttätige

und ausschweifende Herrscher will seinen jungen Verwandten Placidus, einen Jünger des heiligen Sigisbert, und mit ihm das junge Kloster Disentis zugrunderichten, fällt aber selbst in die Fluten des Rheins. Ich lese die drei ersten Strophen, damit Sie einen Eindruck von der Wucht dieser Verse erhalten, zunächst im Original, dann in Übersetzung:

Sil crest de Cavardiras ei stau in vegl casti,
Negin che seregorda gnanc d'ina muschna pli.
La crappa hagi'l pievel duvrau de baghegiar
Al niebel sontg Antoni in petschen sanctuar.

En quei casti avdava von varga melli onns
Victor, signur en Rezia, il cau dils perdavons,
Regeva culla spada, regeva cul bastun,
Siu cor enconuscheva negina remischun.

Il suadetsch dil pievel, las raubas dils altars
Spendev'el cun saltunzas, cun pumpas e gentars;
Cun far il sfarlatader, cun far il baraccun
Mettev'el aunc en cassa muneidas a mantun.

Der Zürcher Max Maag hat versucht, Muoths Werke ins Zürichdeutsche zu übersetzen, ein interessanter Versuch, der zwar nicht durchaus geglückt ist, aber doch einen Eindruck von Muoths plastischer Gestaltung gibt. So beginnt er die Ballade:

Am Berg vo Cavardiras eimal a Burg häts 'gha,
Ken Mensch chann sich erinn're, kei Mürli staht meh da,
d'Stei vo dem Schloss die hebid d'Lüt brucht zum Baue gar,
Dem noble Sankt Antoni, e chlyses Sanktuar.

Hoch uf der Burg ist gsesse, 's sind meh als tusig Jahr,
De Victor, s'Haupt vo Rätie und eusrer Väterschar,
Regiert nu mit em Prügel und erst recht mit em Schwert,
Sys Herz kennt kei Verbarme, es ist wie Stei so härt.

De Schweiss vo syne Lüte, und d'Güeter vom Altar,
Vergeudet er mit Prasse und schlechter Wyberwar,

Und trotz ughürem Güde, und trotz der Lumperei,
Macht immer na i d'Kasse er Gold und Geld wie Heu.

Auf dem Wege Muoths ist Flurin Camathias mit seinen historisch-legendären Epen weitergeschritten. Die Surselva hat aber auch Lyriker hervorgebracht – den invaliden, kranken Alfons Tuor, der uns mit seinem «Semnader» das tiefsinnigste und unvergänglichste Gedicht geschenkt hat, Gian Fontana, Sep Modest Nay – und bodenständige, begabte Erzähler, wie Giachen Michel Nay mit seiner «Vacca pugnera», Maurus Carnot mit seinem «Gieri Genatsch», Gian Fontana mit seiner «Crappa grossa». Unter den lebenden Schriftstellern der Surselva haben sich Carli Fry, Gion Cadieli, Gian Caduff als Lyriker, Guglielm Gadola als Erzähler schon einen guten Namen gemacht. Fry und Gadola haben auch grosse Verdienste für das surselvische Theater als Autoren, Übersetzer, Anreger, Leiter von Aufführungen. Auch jüngere Kräfte sind am Werke: Toni Halter, Riget Bertogg, Flurin Darms, u.a.

Als Vertreter Mittelbündens – also des Gebietes zwischen Surselva und Engadin – ragt heute Pater Alexander Lozza hervor, einer der urwüchsigsten und originellsten unserer zeitgenössischen Dichter. Seltsam, dieser Kapuzinerpater hat z.B. ein Gedicht über den Boxer geschrieben. Eine vortreffliche Karikatur des Boxerkampfes Schmeling contra Joe Louis. Als leidenschaftlicher Jäger kennt Lozza die Berge wie wenige andere. Er besingt sie aber nicht wie die Enthusiasten und Bergnarren. Die gefühllosen, kalten Felsmassive sind nicht seine Freunde. Sie machen ihn viel mehr nachdenklich und stimmen ihn traurig.

Poets e nars, entusiasmos at sbrigian:
«Cant bels igls colms, cant grandious!»
Ia betg! – L'indiffarenta, freida pizza
am fo tot troul'e pansarous!

Er hat lieber den Wald unterhalb den Felsen:

Scassond la verda bratsch'igl gôt am cloma...
Ia prefaresch igl gôt chigiu...
Va betg gugent la gronda, freida pizza,
tg'am varda, losch, da surangiu.

Lozza sieht die Berge nicht wie die vom Firnelicht verzückten Poeten, son-

dern nüchtern und kalt wie die Bergbauern. Das ist noch die alte Auffassung von der Nutzlosigkeit der Felsen und trostlosen Gletschereinöden, ähnlich wie wir sie bei Ramuz finden. Erst in neuerer Zeit wurde diese bäuerliche Einstellung durch Romantik und Sport allmählich verschüttet.

Ich gehe über zur Literatur des Engadins, wo vor allem die lyrische Dichtung reiche Blüten getrieben hat, so die vielen Heimwehlieder von Engadinern im Ausland, Natur- und Stimmungsgedichte, nicht immer frei von sentimentalen Zügen im Gegensatz zum eher pathetischen Hang des Bündner Oberländers. Doch finden wir auch unter den Engadiner Dichtern die verschiedensten Temperamente und Ausdrucksformen, von den männlich harten, etwas kalten Versen eines Pallioppi bis zu den feinen, weichen, fast überweichen Gedichten eines Caderas. Man denke auch an Flugi, Andrea Bezzola, Gudench Barblan, Florian Grand, Cristoffel Bardola, Clementina Gilli. Die stärkste dichterische Persönlichkeit war zweifellos Peider Lansel, ein universaler, sehr kritischer Geist, jedoch von einer feinen künstlerischen Einfühlungsgabe. Seine Gedichte sind meist mühsam erarbeitet, gelangen aber oft zu einer packenden Intensität des Ausdrucks und ergreifen durch ihren Stimmungsgehalt. Keiner hat wie er der romanischen Seele des Engadins Ausdruck gegeben, der herben Wehmut, der den Engadiner fern von seinem lichtvoll-ernsten Heimattal befällt. Es ist schwer, einen Begriff von Lansels Kunst in einer anderen Sprache zu geben. In seinem Gedicht «Totenvolk» sieht der Dichter im Traume ein ödes nebliges Land. Ein gespenstischer Zug von grauen Schatten zieht lautlos an ihm vorüber und will nie enden. Unheimlich blicken ihn die Augenpaare der Toten an. Wie er sich von diesem grausigen Bild abwenden will, sieht er in schwarzem Gewande seine Jugend an ihm vorüberziehn.

La processiun dals morts

Eu sömgiet: ün lö sulvadi
sul e trist, sco our dal muond,
grischa tschiera sün la terra,
nübel grisch a l'horizont.

In la meza glüsch confusa
gniva, stran'apariziun,
da sumbrivas üna lunga,
mà glivranta processiun.

Davant mai quellas passaivan
fraidas, mütas, am guardond
cun l'indefinibl'ögliada
dad ün esser moribond.

Sün la fin – lura tratgnair
nun podet plü ma smordüm –
eu vezet, tratt'aint da nair,
a passar ma juventüm.

Lansel war aber nicht nur ein kontemplativer Dichter, sondern auch ein Kämpfer für die Sprache. Den Arvenwald von Tamangur in seinem jahrhundertealten Kampf gegen Wetter, Rüfen und Lawinen nimmt er als Symbol für den Widerstandswillen der Rätoromanen. Lansels Mahnungen sind wie in Stein gemeisselt und blieben nicht ungehört. Sein künstlerischer und menschlicher Einfluss auf die heutige Generation ist unbestreitbar.

Es ist nun meine Pflicht, Ihnen noch kurz unsere heutigen Schriftsteller – von denen einige hier anwesend sind – zu nennen. Men Rauch, unser begabter Sänger, dessen Gedichte beliebte Volkslieder geworden sind, verkörpert bestes Engadinertum. Wenn schon ein Schimun Caratsch, Chasper Po, Eduard Bezzola uns Gedichte köstlichen Humors geschenkt haben, so gibt Men Rauch seinem Humor eine bestrickende Form. Ich darf wohl auch verraten, obwohl noch nicht veröffentlicht, dass er François Villon übersetzt hat. Die groteske, makabre, so ergreifende Poesie des armen vagabundierenden François lag ihm besonders nahe, und ich kenne keine bessere Übersetzung des grossen französischen Lyrikers. Men Rauch überträgt Villons Milieu in gelungener Weise ins Engadin und aktualisiert es. Statt der Pariser Schwätzerinnen und Lästerzungen sind es die Schulserinnen, die da herhalten müssen, diejenigen von Bügl grond und Funtanatscha, von Clozza und Vih, die aber alle insgesamt nicht aufkommen gegen die Schwätzerinnen der Hauptstrasse, dal stradun.

Ajà manvagl cul chant dal chöd
In Plaz las femnas dan il böt.
I quintan sü da tuot las fottas,
Lur leuas van sco las pigliottas, ...
    Mo – i nu pon concuorrer cun
    Las tavellunzas dal stradun.

L'istessa traina vi Büglgrond:
Là vain lià tuot al sain grond,
E quellas oura Funtanatscha
Perfin tavellan cun la bratscha, ...
Mo – i nu pon concuorrer cun
Las tavellunzas dal stradun.

Uschè in Clozza e sü Vi,
Eir là tavellan tuotta di,
La saira e las nots interas
I dan e dan sco las pidèras ...
Mo – i nu pon concuorrer cun
Las tavellunzas dal stradun.

Obain dad ôt, obain da bass
I dischan jo schimmel i blass
Opür dal prèr o dal caluoster,
Dal capo o d'ün oter muoster,
Mo – i nu pon concuorrer cun
Las tavellunzas dal stradun.

Ich habe dieses von Villon inspirierte Gedicht auch gewählt, um zu zeigen, wie köstlich die französische Literatur unser Schrifttum befruchten könnte, das zeitweise zu sehr an deutschen literarischen Vorbildern, vor allem der Romantik, hing. Men Rauch hat noch andere Talente, wie seine Jagderzählungen zeigen, sein prächtiges Buch über prominente und originelle Gestalten des Engadins, wozu er selber Holzschnitte verfertigte, und schliesslich sein Gedichtband «Il battaporta» (Der Türklopfer), in dem auch ernste Töne mitklingen.

Die anwesenden ladinischen Dichter werden es mir nicht verargen, wenn ich in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit keine Beispiele ihrer Poesie geben und nur ganz kurz einen Namen, ein charakteristisches Merkmal andeuten kann. Rudolf Filli, ein moderner religiöser Dichter, hat eine berückend frische Psalmenübersetzung gegeben. Jachen Luzzi, der bescheidene und umsichtige Redaktor der Annalas, hat eine Vorliebe für das Sonett gezeigt. Jon Guidon, mit seiner wehmütigen Naturlyrik, schreibt in skrupelvoller Arbeit ernste Verse, die wie reine Musik klingen; zum Beispiel das Abendleuchten über Lü im Münstertal:

Aint ils ultims, ultims razs d'sulai
glüschan champs e chasas da Lüsai.

Eine ganz anders geartete, man könnte fast sagen dämonische Natur aus unseren Bergen, ist Artur Caflisch, vor dessen beissender Satire sich der Engadiner fürchtet. Seltsam, gerade dieser Hexenkünstler der Satire, des treffenden Epigramms und philosophischen Gedankensplitters, hat einige wunderbare lyrische Gedichte dem Engadin geschenkt. Zuletzt wendet er sich mit Feuereifer dem historischen Freilichtspiele zu. Ein Vertreter der jungen Generation, Tista Murk, hat in wenigen Jahren in Poesie und Prosa schon manches Zeugnis seines überquellenden, frischen Talentes gegeben.

Endlich möchte ich noch die kürzlich erschienenen Gedichte von Andri Peer erwähnen, von einer bisher unbekannten, fast revolutionär anmutenden, schwer durchsichtigen Form, die uns noch in völliger Gärung erscheint, aber vielleicht doch neue Wege ankündigt. Ein Einfluss der modernen italienischen Lyrik ist unverkennbar.

Das moderne ladinische Theater – das auf eine kulturhistorisch interessante Tradition im 16. Jahrhundert zurückblicken kann – erlebt erst in neuester Zeit einen Aufschwung. Angeregt durch das fruchtbare dramatische Schaffen von Jon Semadeni – dem in diesen Tagen der Preis der Schillerstiftung zuerkannt wurde – bildete sich eine Wanderbühne von begabten Laienspielern «La culissa», die in diesem Winter ihre erste Tournée durch unsere Dörfer machte und auch hier in Chur eine erfolgreiche Aufführung gab. Artur Caflischs historisches Freilichtspiel «Die Brüder Travers» hat im vergangenen Sommer Tausende von Zuschauern nach Zuoz gerufen. Men Gaudenz ist der Verfasser von historischen Festspielen und Dramen und hat seine Verskunst auch in einer gewandten Übertragung von Muoths «Cumin d'Ursera» ins Ladinische gezeigt.

Die moderne ladinische Prosa galt lange Zeit als das Sorgenkind unserer Literatur. Im Gegensatz zur reich blühenden Poesie schien die ungebundene Erzählungskunst sich nicht entwickeln zu wollen. Unsere Dichter schrieben wenig Prosa. Selbst ein Lansel hat nur einige lyrische Prosastücke hinterlassen. Doch hat in den letzten Jahrzehnten eine erfreuliche Entwicklung eingesetzt. Nach Giovannes Mathis mit seinen anschaulich einfachen Szenen des Oberengadiner Dorflebens, nach den feinen humordurchleuchteten Erzählungen von Schimun Vonmoos, der Ramuz ins Romanische übersetzt und eigene Werke – das «Pulverhorn Abrahams» – ins Deutsche übertragen hat, nach Balser Puorger, Lina Liun seien von den lebenden Schriftstellern

noch genannt: Gian Gianett Cloetta, Otto Gieré, der urwüchsige, dramatisch gestaltende Nicolaus Wieser, die schon genannten Men Rauch, Tista Murk und neuerdings Albert Klainguti. Zwei Frauen haben einen neuen Ton in die romanische Erzählerkunst gebracht: Ursina Clavuot, die unter dem Pseudonym Gian Girun einige Novellen veröffentlicht hat, Erzählungen aus dem engadinischen Alltag, einfach und doch zart ins Dichterische gehoben. Ferner Selina Chönz, die ihre natürliche, spontane Begabung mit künstlerischem Spürsinn noch verfeinert hat. In ihren lyrischen Erzählungen – von denen die reifsten leider nicht veröffentlicht sind – leuchtet die ganze Schönheit der Engadiner Jahreszeiten, die zutiefst erlebt sind. Selina Chönz ist auch die Autorin des Kinderbuches «Uorsin», zu dem Alois Carigiet die bezaubernden Bildtafeln gemalt hat. In der deutschen Übersetzung als «Schellen-Ursli» wurde es auch in der deutschen Schweiz bekannt. Alles an diesem Buche ist rätisch: Chalandamarz, die Verse, die Bilder, die Autoren – es hat den Zauber eines Alpenmärchens und ist doch ein modernes Buch, frisch und jung, für unsere Kleinen, für die Zukunft geschrieben.

Meine Damen und Herren! Damit schliesse ich meine Übersicht über das rätoromanische Schrifttum. Sie werden vor lauter Namen etwas verwirrt worden sein, es wären noch mehrere zu nennen gewesen. Aus dieser Vielfalt gemeinsame Züge herauslesen zu wollen und allgemeine Tendenzen abzuleiten, dafür stehen wir zu nahe in der Entwicklung. Eines kann aber mit Bestimmtheit festgestellt werden: Ein Herauswachsen aus dem reinen Dilettantismus, ein Bedürfnis nach strenger Kritik. Der Schriftsteller nimmt seine Aufgabe ernst. Es hat sich ein bewusstes Künstlertum entwickelt. Noch etwas lässt sich heute feststellen. Ein Sichlösen von der fast krampfhaften Anklammerung an den eigenen Boden, von der folkloristisch überladenen Regionalliteratur, von der reinen Besingung der Sprache mit dem bekannten Refrain «Chara lingua da la mamma», dafür ein feines Hinhören nach der natürlichen urwüchsigen Sprache der Bauern, auch ein vermehrtes und tieferes Eindringen in die Seele des Menschen, der unsere Erde bewohnt und bebaut, oder ganz allgemein des Menschen: Weniger beschreibende, mehr erzählende Prosa. Bemerkenswert ist auch eine Tendenz, der früher fast gemiedenen lateinischen Kulturwelt sich wieder zu nähern. Unseren Schriftstellern stehen noch viele Wege offen. Das Rätoromanische ist kein abgebrauchtes Instrument. Auf dem rätischen Boden gibt es noch ungepflügtes Land.

Das mag vielleicht ein Ansporn sein, dass verhältnismässig so viele Rä-

toromanisch schreiben. Ihre Zahl ist erstaunlich hoch, wenn wir uns vor Augen führen, mit welch grossen Schwierigkeiten die Schriftsteller bei uns zu kämpfen haben. Der Absatz ihrer Werke ist in unsrem Gebiet mit verschiedenen Schriftsprachen derart klein, dass die Herausgabe eines Buches in der Regel auch ein finanzielles Opfer bedeutet. Von einem finanziellen Gewinn ist überhaupt keine Rede. Daher können manche Werke nur in Zeitschriften und Sammlungen untergebracht werden, von denen im besten Fall eine Anzahl billiger, unfreundlicher Separatdrucke gemacht werden. Einen Roman herauszugeben, ist wegen der Kosten rein unmöglich, wohl ein Grund, warum diese literarische Gattung bei uns fehlt. Unterstützungen und Subventionen fliessen äusserst spärlich. Die romanischen Sprachgesellschaften und ihre Zentralorganisation, Lia Rumantscha, haben beschränkte Mittel und noch dringendere Aufgaben als die Unterstützung von literarischen Werken. Der romanische Schriftsteller ist daher – mehr als anderswo – gezwungen, Konzessionen an das Lesepublikum zu machen, er muss sich irgendwie an einen populären Geschmack, an Unterhaltungslektüre anpassen. Ein Bergbauernvolk hat naturgemäss keine grosse Zahl von ästhetisch geschulten Lesern. Stellen Sie sich einmal vor, ein Hermann Hesse wäre einzig auf die Leserschaft des Obertoggenburg angewiesen, ein Hermann Hiltbrunner wäre von den Entlebuchern abhängig, ein Ramuz könnte nur im Val d'Anniviers und Val d'Hérens gelesen werden. Der Berner Tavel hat wenigstens einige 100'000 Berner, die Mundart sprechen. Ein ladinischer Schriftsteller hat nur knapp 10'000 Landsleute um sich; und unter diesen gibt es noch manche, die lieber deutsch als romanisch lesen, weil durch die tägliche Lesegewohnheit – deutsche Tageszeitung, Reklamen, Prospekte, illustrierte Zeitungen und Schriften aller Art – das deutsche Schriftbild vertrauter ist. Da braucht es Mut und Idealismus, unbekümmert um die Kleinheit der Verhältnisse, treu dem romanischen Schrifttum zu dienen und sich nicht einer anderen Sprache zuzuwenden.

Die Kleinheit des Gebietes ruft nicht nur äussere Schwierigkeiten hervor, sondern auch empfindliche innere Schwierigkeiten. Alles kennt den Schriftsteller, weiss um seine persönlichen Erlebnisse und sucht hinter jedem Wort wieviel «Dichtung und Wahrheit» dabei ist. Mit anderen Worten: Fast jeder guckt in den Kochtopf des armen Poeten hinein. Der Rätoromane ist von Natur aus neugierig, denken Sie an die Engadiner Dörfer mit den vielen Erkern und Gucklöchern der Häuser, die sich nicht der Sonne, sondern der Hauptstrasse zukehren. Die ausgesprochene Dorf-, Sippen- und Familienkultur ist für den freien Künstler oft ein schweres Hindernis. Das

ist der Grund, warum die Liebesgeschichte und Liebeslyrik bei uns selten sind. Der Bündner ist ohnehin von Natur aus reserviert und hat Skrupel, aus sich herauszugehen und in sein Inneres blicken zu lassen. Dazu kommt im Engadin noch die Tradition eines streng protestantisch-puritanischen Geistes – der heute zwar mehr äusserlich als innerlich ist – der es z.B. skandalös fände, Gedichte von Villon zu drucken. Auch das Dilemma zwischen Berufspflicht und künstlerischem Gewissen war in solchen Verhältnissen besonders schwer. Wir haben ein Sprichwort, das recht drastisch die Schreibtüchtigen von den anderen trennt: «Chi nu sa manar la penna, sto stumplar la benna» – «Wer die Feder nicht zu führen versteht, muss den Mistschlitten stossen», «Wer zu geistiger Arbeit nicht taugt, muss mit körperlicher Arbeit vorlieb neben».

Verehrte Anwesende! Sie sehen, die Lage unserer Schriftsteller ist nicht beneidenswert. Sie sind bis jetzt allein gestanden, jeder für sich, ein Individualist unter dem Volk der Individualisten. Nun haben sie sich endlich zusammengeschlossen zu einer rätoromanischen Sektion des Schriftstellervereins. Was der einzelne bisher nicht tun konnte, mögen sie vereint zu erreichen suchen, eine vermehrte Berücksichtigung des schaffenden Schriftstellers, mehr Verständnis für ihre grossen Schwierigkeiten, auch grösseres finanzielles Entgegenkommen seitens der kulturellen Institutionen.

Es ist aber vor allem vom menschlichen und künstlerischen Standpunkt aus wichtig, dass sie manchmal zusammenkommen und miteinander sprechen. Das Engadin besitzt jetzt dank der Stiftung Planta ein romanisches Haus, wo solche Zusammenkünfte jederzeit möglich sind: mit Bibliothek, zu schaffendes Bücherassortiment, Auskunftsdienst, Vortrags-, Lesesaal und Sitzungszimmer. Dort liessen sich sehr gut auch Zusammenkünfte mit Schriftstellern aus den andern Sprachgebieten der Schweiz organisieren, in Verbindung mit Ferientagen im Engadin. Für unser Schrifttum würde das zweifellos eine Befruchtung bedeuten und es würde uns freuen, wenn Sie, verehrte Mitglieder, eine solche Fühlungnahme mit unserem Land und seinen Schriftstellern begrüssen würden.

Dans ce même sens, je voudrais m'adresser à vous, chers confédérés et écrivains de la Suisse romande. Nos écrivains romanches et ladins seraient heureux, s'ils pouvaient prendre contact avec vous, si de temps en temps avait lieu un échange d'idées, de sympathie. Je voudrais même dire que la latinité nous oblige à nous approcher de vous. La Rhétie a encore l'âme latine. Nos écrivains sont les plus vaillants à la garder. Mais il leur faut de l'appui. Les

rapports entre la Suisse romande et les Grisons ont été d'importance. C'est à Genève qu'ont vécu nos meilleurs artistes: Barthélemy Menn, le peintre originaire de Scuol, Otto Barblan, le musicien, Peider Lansel, le poète.

Anche a Voi, illustri scrittori e confederati del Ticino e delle nostre quattro valli italiane del Grigioni, anche a Voi vorrei esprimere il nostro desiderio di collaborazione. Voi siete i nostri fratelli più vicini. Voi potete dirci «attenzione», se un giorno ci allontaniamo troppo dalla latinità; ma Voi dovete anche dirci «attenzione», se ci allontaniamo troppo dalla nostra schietta lingua del popolo, di modo che il romancio diventa una caricatura dell'italiano. Questo, certo, ne voi ne noi non vogliamo.

E per finir meis pleds, vögl amo'm drizzar a Vus, scriptuors rumantschs. Hoz ais vos di d'onur. Scriptuors svizzers tudais-chs, frances ed italians sun gnüts in nossa chapitala per as chattar cun Vus. Nus Rumantschs ans allegrain da quaist fat e giavüschain buna lavur cumüna aint illa Società da scriptuors svizzers. Ils scriptuors sun quels chi chüran e vivaintan la cultura e van ouravant. Nos poets, pensain a Peider Lansel, ans han muossà la via. Ün poet e deputà, Sep Modest Nay, ha postulà avant 12 ans in quaista sala il rumantsch sco quarta lingua naziunala. Aint illa prestaziun da noss scriptuors ed aint illa lavur da nos pövel sta l'avegnir da la Rezia rumantscha.

Dreisprachenland Graubünden
Sein kulturelles Schaffen von heute.

Vortrag gehalten in Davos (14. Juni 1952) und Wädenswil (17. März 1953)
Davoser Zeitung, 17. und 24. Juni 1952

«Graubünden, Grischun, Grigioni» steht auf dem Staatssiegel unseres Kantons. Diese Dreifalt ist mit unserem Land schicksalsverbunden. Es ist das Land der drei Bünde, wenn wir in seine reiche Geschichte zurückblättern, Grauer Bund, Gotteshausbund und Zehngerichtebund. Es ist das Land der drei Stromgebiete, wenn wir seine Oberflächenform überschauen, Rhein – Nordsee, Inn – Donau – Schwarzes Meer, Südflüsse – Adriatisches Meer. Es ist das Land der drei Sprachen, wenn wir mit den Bewohnern und ihrem Volkstum Bekanntschaft machen wollen, deutsch, rätoromanisch und italienisch.

Ja wir können mit dieser Dreizahl – die uns wie ein rätisches Märchen begleitet – noch weiter gehen. In Deutschbünden unterscheidet der Sprachforscher drei grundverschiedene Mundartzonen, wie sonst nirgends in der Schweiz: Das kräftige Walserdeutsch, wie es die Leute vom Rheinwald, Obersaxen, Vals, Safien, Mutten, Avers, Davos, Prättigau und St. Antönien sprechen, die weichen Mundarten des Rheintals wie das Churerdeutsch, das auf romanischer Aussprachegewohnheit beruht, und endlich im abgelegenen Samnaun einen Zipfel Tirolerdeutsch, welches im vergangenen Jahrhundert die einheimische romanische Mundart verdrängt hat. Auch Romanischbünden zerfällt deutlich in drei Gebiete, die sich dann noch unterteilen: Surselva oder Bündner Oberland (d.h. Vorderrheintal), Grischun central oder Mittelbünden (d.h. Hinterrheintäler), ladinisches Gebiet umfassend Engadin und Münstertal. Schliesslich zerfällt Italienischbünden in drei voneinander gänzlich getrennte Teile: Mesolcina oder Misox mit dem angegliederten Val Calanca, Bregaglia oder Bergell, Poschiavo oder Puschlav.

Wir wollen nun nicht weiter teilen bis zu den kleinsten Gemeinschaften. Etwas scheint uns wichtig, dass die genannten Teilungen in Bünde, Stromgebiete und Sprachen sich durchaus nicht decken, sondern sich überschneiden in einer Art und Weise, dass es dem nicht Eingeweihten schwer fällt, sich auszufinden in der verwirrenden Fülle und Mannigfaltigkeit der historischen, landschaftlichen und sprachlich-kulturellen Struktur des Landes. Dazu kommt noch die konfessionelle Aufteilung, die nicht eine klare Spal-

tung des Landes gebracht hat, sondern allen ethnographischen Gesetzen zum Trotz sowohl Deutsch- wie Romanisch- und Italienischbünden erfasst hat und in katholische und protestantische Teile zerlegt hat, oft sogar von Gemeinde zu Gemeinde. In Graubünden greift alles ineinander über. Zur kulturellen Mannigfaltigkeit kommt noch die landschaftliche Vielgestaltigkeit, die Graubünden zu einem fast unerschöpflichen Reiseland macht. Auf kleiner Distanz erlebt der Wanderer die wunderlichsten Gegensätze, sei es in der Bauweise, Wirtschaftsform, im Brauchtum, in der Sprache oder in der Landschaft. Man kann in kurzer Zeit unvermutet vom geschlossenen Dorf mit Steinhäusern zur aufgelockerten Siedlung mit Holzhäusern gelangen oder vom «bun di» zum «grüezi» und dann zum «buon giorno».

Ich darf wohl annehmen, dass Sie, meine verehrten Zuhörer, das Bündnerland ein wenig kennen. Lassen Sie mir nur einige Stimmungsbilder in Erinnerung rufen: Die wuchtigen Steinhäuser und Dörfer der Herrschaft, wie versunken inmitten von Rebbergen und beschirmendem Gesträuch das alte Chur mit seinen schon ein bisschen südlich anmutenden Gassen und seiner eigenartigen Kathedrale, die wie eine Felsenhalle aus dem Geist der Berge geboren scheint; die tiefen und kühlen Wälder von Flims; die anmutig gegliederten Hänge des Bündner Oberlandes mit den goldenen Äckern, Kornhisten und sonnenverbrannten Häusern und Maiensässen, wie sie der aus diesem Gebiet stammende romanische Kunstmaler Alois Carigiet so eigenwillig auf Bilder zauberte; die Schlösser und zerfallenen Burgen des Domleschg und darüber die friedliche Weite des Heinzenbergs; dann die finstere Enge der Viamala und die nachfolgenden heiteren und wieder düsteren Partien vom freien Schams mit der wundersamen Zilliser Kirchendecke, über das tief verschwiegene, fast unheimliche Ferreratal bis zu den hohen «Wildinen» der Walser von Avers oder vom Rheinwald. Denken wir an die zentralen Gebiete des Hochlandes Graubünden, den herrlichen Blick über die Passweite der Lenzerheide in dem fernen Bergkranz des Oberhalbsteins. Denken wir an die unruhigen Hänge des Schanfigg mit dem in hoher Bergwelt geborgenen Arosa, an das Prättigau mit seinen lieblichen Wiesen, Weiden und Wäldern und steigen wir hinauf durch die Lärchenstille vom Wolfgang in die lichtvolle eigenartige Höhenlandschaft von Davos. Von hier gelangen wir durch die wilden Züge und das dunkle Albulatal hinüber ins Engadin mit seiner Klarheit und Seeweite, eine Landschaft von fast strengen klassischen Formen ohne romantisches Beiwerk und malerische Details. Darin steht das Engadinerhaus mit der kubischen Wucht seines Baukörpers und der gedrungenen Kraft des gewölbten «sulers» in

selbstverständlicher Gelassenheit und Grösse da, gleichsam eines Geistes mit der gross geformten Landschaft. Es ist der sichtbarste Ausdruck der für den Fremden schwer zugänglichen rätoromanischen Kultur. Im Unterengadin rücken die Berge näher auf den Leib, die Dörfer steigen aus dem Grund des Tales empor. Die kühle Strenge in Bau und Schmuck mildert sich, wird reicher, barocker, phantasievoller. Die Leute werden gesprächiger und fröhlicher. Wir nähern uns dem Land Tirol mit seinen lieblichen Dörfern inmitten dolomitartiger Berge. Vollends östlich und fern gerückt erscheint das Münstertal, das wir erst nach Durchquerung der menschenleeren endlosen Waldlandschaft des Nationalparks und über den «Fuorn» (Ofenpass) erreichen. Am Ende des Tales, am östlichsten Zipfel unseres Landes steht das alte Kloster Müstair (Münster), wo man neben den ins Landesmuseum versetzten karolingischen Monumentalmalereien noch eine frühere hochbedeutende Schicht von Fresken entdeckt hat. Es bleiben noch die italienischen Südtäler zu nennen. Über den von hohen Eisbergen flankierten Berninapass kommen wir ins Puschlav mit seinem Nelkenschmuck, dem stillen See und den ersten Reben des Veltlins, über den Malojapass ins tief eingefurchte Bergell zum Kastanienwald von Castasegna und zu den Palästen der Bündner Aristokraten in Bondo und Soglio, überragt von kühnen Spitzen. In diesem Tal zauberten Augusto und Giovanni Giacometti die Farbenteppiche ihrer grossen Kunst. Endlich gehen wir noch über den Bernhardinpass, wo Nord und Süd in besonders schöner Weise zusammenfliessen, hinunter ins Misox, das bis vor die Tore von Bellinzona reicht. Es ist das Land der Baumeister und Stukkatoren, die zur Barock- und Rokokozeit ihre Kunst weit in deutsche Lande, nach Eichstätt, München und Wien hinausgetragen haben.

Meine verehrten Damen und Herren! Eine fast unübersehbare Vielfalt in Landschaft und Volkstum scheint, noch ausgeprägter als in der übrigen Schweiz, geradezu das wesentliche Kennzeichen Graubündens zu sein. Doch müssen auch gemeinsame Züge vorhanden sein, um dem Land einen Sondercharakter zu geben. Woher kommt es, dass der Nichtbündner doch den Eindruck gewinnt, sich in einer besonderen, in ihren kulturellen Äusserungen durchaus geschlossenen und eigenartigen Welt zu bewegen?

Da ist einmal die Geschichte, das Erbe einer Schicksalsgemeinschaft, das unser Volk trotz aller Verschiedenheit verbindet: Dieses Erbe ist noch heute, nach 150 Jahren Anschluss an die Eidgenossenschaft, wohl stärker im Bewusstsein verankert als in anderen Ständen, wo die Kantonsgrenzen weniger markant sind. Seit Jahrhunderten leben in Bünden deutsche, romanische und italienische Gemeinden in freier Gemeinschaft zusammen.

Seit Jahrhunderten leben und klingen die Sprachen nebeneinander und ineinander, sich gegenseitig beeinflussend. Deutsche, Romanen und Italiener haben mit Banadetg Fontana an der Calven gekämpft für ihr gemeinsames Vaterland, oder wie es in ihren Sprachen hiess: Alt Fry Raetia, La Grischunia, Le eccelse Tre Leghe.

Der Kampf ums Dasein in den rätischen Bergen hat einen Bündnertyp entwickelt, der für sich dasteht. Noch heute empfindet der Tessiner den Italienischbündner als etwas von ihm selber verschiedenes. Ähnlich erscheint dem Deutschschweizer der Deutschbündner durch sein Wesen und durch seine Mundart als ein besonderer Typ. Man kann sogar beobachten, dass er zwischen sich und ihm einen grösseren Unterschied macht als zwischen Deutsch- und Romanischbündner. Das kommt wohl auch daher, dass ein Teil der Deutschbündner germanisierte Rätoromanen und ein Teil der Italienischbündner italianisierte Rätoromanen sind. Die ethnische Grundlage des Grossteils des Bündnervolks ist rätoromanisch. Das ist ein wichtiger Faktor. Dazu kamen Einflüsse von Norden und von Süden und ein wackerer Schuss Walserblut. Die Walser mit ihrer erstaunlichen Lebens- und Arbeitskraft und ihrem besonderen Habitus haben sich volksmässig am ehesten noch als Sondergruppe erhalten. Doch haben sie sich in einem Punkt seit je mit den Rätoromanen zusammengefunden und sind ihnen zeitweise noch vorangeschritten: in ihrem unbändigen Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit, im Festhalten am Eigenen, im Stolz auf das eigene Gut, Familientradition und Wappen. Man denke an all die wappengeschmückten Portale in Graubünden, an den Stolz, den man den Bündnern etwa nachsagt. Die Vaterlandsliebe war stark bei den «freien Walsern» wie bei den Romanen, der Engadiner Georg Jenatsch hatte eine Davoserin aus dem alten Walsergeschlecht der Buol zur Frau. Walser und Romanen waren und sind noch heute gleich fanatisch, wenn es um persönliche Freiheiten, denken wir an die freie Patentjagd, und um die Selbständigkeit der Gemeinde geht, denken wir an die Gemeindeautonomie, die in Graubünden heute noch viel ausgeprägter als in der übrigen Schweiz ist. Eigenartig und typisch für Graubünden erscheint uns auch die Tatsache, dass in den Freiheitskriegen wie in der späteren Geschichte Bauern und Herren zusammenwirkten, Bauerntum und Aristokratie sich ergänzten. Graubünden hat keinen Bauernkrieg gehabt.

Um den Bündnercharakter noch genauer zu erfassen, müssen auch andere Gesichtspunkte berücksichtigt werden. Nicht nur die Geschichte, die ethnischen Untergründe haben das Volk geformt, auch die Landschaft.

Graubünden ist ein Gebirgsland und als solches konservativ, Graubünden ist aber auch ein Passland und als solches weltoffen. Hier findet ein interessanter Ausgleich zwischen Bodenständigkeit und Weltläufigkeit statt. Einerseits eine reservierte Haltung, ein bedächtiges Abwägen gegenüber Neuem, ein nur zögerndes Eingehen auf fremde Kulturanregungen. Damit verbunden ist die Wortkargheit, die misstrauische Verschlossenheit, die Verhaltenheit der Gefühle, der schwere Tiefgang der eigenen Empfindungen, ein typischer Zug rätischer Art und Kunst, wie überhaupt die Neigung zum Schweren, Mässigen, fast für die Ewigkeit Geschaffenen. Anderseits wäre es aber verfehlt, im Bündnervolk ein hinterwäldlerisches, ungeschlachtes, ungehobeltes Alpenvolk zu sehen. Im Gegenteil, ausländischen Reisenden und Berichterstattern fielen seit je die verhältnismässig feinen Umgangsformen, das weltoffene Wesen auf. Graubünden war eben, mehr als heute, da es an die Peripherie der Schweiz gerückt ist, ein ausgesprochenes Durchgangsland, ein Pässestaat, der im Zentrum des Verkehrs stand und viele Säumer hatte. So entstand ein Menschentypus, der die Ruhe und Bedächtigkeit des Gebirglers mit einer allmählich ganz von selbst sich einstellenden Erfahrung und Gewandtheit im Umgang mit Menschen verschiedenster Herkunft und verschiedensten Standes verband. Diese relative Weltgewandtheit und Anpassungsfähigkeit wurde noch erhöht durch den bedeutenden Söldnerdienst, den regen diplomatischen Verkehr mit den an Graubünden interessierten Grossmächten, später durch die ausserordentlich starke periodische Auswanderung und schliesslich durch die Hotellerie im eigenen Lande. Die bündnerische Mischung von Konservativismus einerseits und rasch reagierendem weltwachen Geist anderseits hat der ausgezeichnete Kenner von Bündner Art und Kunst, Erwin Poeschel, einmal so formuliert: «Das Konservative ist hier nicht eine unbedingte Treue zum Alten und Überlieferten, sondern Treue zur eigenen Art, der Instinkt für das noch Zuträgliche, Assimilierbare, für das, was noch mit eigenem Blut genährt werden kann. Die Antithese, um die es hier geht, ist nicht Neu oder Alt, sondern Gemäss oder Ungemäss. Aus diesem Gefühl für die zugeborene innere Form fliesst auch die Würde und die innere Sicherheit, die auch dem einfachen Mann dieses Volkes eignet, und jene charaktervolle Besonderheit, die alles Bündnerische durchdringt und zu einer eigenen, in sich geschlossenen Welt macht.»

Man liebt es auch, im Bündnercharakter eine Mischung von Nord und Süd zu sehen, wie es schon Conrad Ferdinand Meyer in seinem Jürg Jenatsch ausdrückte. Gewiss können wir von nördlichem Ernst und Strenge, von mannhaftem bedächtigem Charakter und von Tüchtigkeit sprechen,

anderseits von südlicher Milde und Heiterkeit, von geschmeidig-wendigem Charakter, Empfindsamkeit und Temperament. Es ist bekannt, dass der stille Bündner leidenschaftlich aus sich heraustreten kann. Neben Norden und Süden führen aber auch alte Kulturwege vom Osten ins Land, und so lassen sich auch gewisse östliche Züge aufdecken, die sich zum Beispiel im rätoromanischen Volkslied zeigen, etwas Gelassenes, Schicksalsergebenes, Fatalistisches. Wir denken an die Stille auf unseren Alpen ohne fröhliche Lockrufe des Viehs und ohne Jodelgesänge. Über unsere weiten Alpen schwebt eine schwer zu fassende Ergebenheit und traumhafte Ruhe, eine ostisch anmutende Geduld und Zeitlosigkeit. Man gehe einmal über die endlosen Weiden von Buffalora oder Tamangur, wo man stundenlang keinen menschlichen Laut hört und das Vieh sich selbst überlassen scheint. Auch diese Ergebenheit, Gelassenheit, das sich Zeitnehmen sind bündnerische Züge!

Meine verehrten Damen und Herren! Ich habe versucht, Ihnen den Bündnertyp, den Träger der rätischen Kultur, zu charakterisieren. Das schien mir notwendig, um Ihnen zu zeigen, dass unser Volk trotz verschiedener Sprachen gemeinsame eigene Züge hat, eine unverkennbare Einheit bildet. So darf man von einer bündnerischen Kultur sprechen, von ihrem Wesen und Gehalt, wie dies der Kantonsarchivar Rudolf Jenny in einem Vortrag versuchte, dem ich folgende Worte entnehme: «Die verschiedensten Kulturelemente wandelten sich, kraft der angeborenen Charaktereigenschaften des Bündnervolkes, zu einer lebensfähigen eigenen Kultur um. Ob es sich um Sitten und Gebräuche, um Recht oder Verfassung, Geschichte, Sprache, Malerei oder Baukunst handelt, überall zeigt sich fast ohne Ausnahme, dass die fremden Einwirkungen aus (…) anderen Kulturkreisen durch den Charakter des bündnerischen Volkes zu etwas Bündnerischem umgeformt wurden, eine Erscheinung, die sich durch den ganzen Bereich der bündnerischen Kultur (…), aber auch bis zu den neuesten Kunstwerken verfolgen lässt. (Ich denke an die Maler Alois Carigiet, Turo Pedretti, Leonhard Meisser, Ponziano Togni.) Diese Erscheinung geht wie ein grosses Thema oder ein Generalbass durch alle Bereiche und alle Jahrhunderte bündnerischer Kultur; sie ist ihr Charakter, ihr Gehalt und ihr Wesenszug, ihre Lebendigkeit, Kraft und Innigkeit. Die bündnerische Kultur darf als aussergewöhnlich reichhaltig und vielförmig bezeichnet werden, mit einer überraschenden Ursprünglichkeit und Spannkraft in Form und Gehalt.» Soweit Jenny.

Ich möchte den Gedanken der Spannkraft aufnehmen. Vielleicht ist es

gerade das enge Zusammenleben der verschiedenen Sprachen, das gesunde Spannungen schafft und immer wieder zu Leistungen antreibt. Das Zusammenspiel verschiedenartiger sprachlicher Kräfte bereichert und vertieft das kulturelle Leben. So darf gesagt werden, dass auf dem an wirtschaftlichen Schätzen kargen Boden viel gearbeitet wird, nicht nur für die Existenz, den Lebensunterhalt, sondern auch für höhere Ziele. Der arme Bergkanton bietet das Bild eines verhältnismässig regen geistigen und künstlerischen Lebens. Der Natur des Landes entsprechend kann sich diese Tätigkeit nur in kleinen über die Täler zerstreuten Zentren abspielen. Wie schon früher die Häuser der Bündner Aristokratie über das ganze Land verteilt waren und sich nicht etwa nur in der Stadt Chur konzentrierten, so ist noch heute die Hauptstadt nicht der einzige kulturelle Brennpunkt. Das zeigt sich schon äusserlich darin, dass z.B. neben den kantonalen kulturellen Vereinigungen in Chur auch regionale Gesellschaften in andern Zentren bestehen, wie die Kunstgesellschaft Davos, der Heimatschutz Engadin, die naturforschende Gesellschaft des Engadins u.a. Das äussert sich auch in einer Dezentralisation der Zeitschriften. Die Rätoromanen allein besitzen heute nicht weniger als 30 Periodika verschiedener Art. Sie sehen, bei uns ist Verstädterung und Nivellierung noch wenig wirksam. Die Bündner Kultur ist noch heute Dorfkultur. Die Gemeinden haben eigenes Leben bewahrt. Das ist wichtig für den Fortbestand des Dreisprachenlandes, für die Selbstbehauptung der sprachlichen Minderheiten.

Meine verehrten Damen und Herren! Es ist nun Zeit, dass ich Ihnen zeige, was denn auf kulturellem Gebiete heute geschaffen wird. Es kann sich jedoch nicht darum handeln, Ihnen einen Begriff des gesamten kulturellen Lebens (Geistes- und Naturwissenschaften, Kunst) zu geben. Ich muss mich auf einen Sektor, die Sprache, als Ausdrucksmittel der Kultur, beschränken, auf das sprachliche Leben und das literarische Schaffen. Wenn ich schon zum Thema meines Vortrages «Dreisprachenland Graubünden» gewählt habe, so darf ich mich wohl an die sprachliche Seite unseres Kulturschaffens von heute halten.

Graubünden, das als wahrer Nationalpark für die Sprachforschung bezeichnet worden ist, hat schon seit langem die Aufmerksamkeit bedeutender Philologen aus allen Ländern auf sich gezogen, aber auch eine tüchtige Equipe von eigenen Linguisten hervorgebracht. Denken wir an Robert von Planta, der den Grundstein zum bündnerromanischen Idiotikon «Dicziunari Rumantsch Grischun» legte, an dem eine Reihe von Sprachforschern und Männer und Frauen aus unserem Volke mitgewirkt haben. Das

Werk, das heute von Andrea Schorta in Chur redigiert wird und von dem zur Zeit 21 Lieferungen mit zusammen 1161 Seiten vorliegen, geniesst hohe Anerkennung in der internationalen Fachwelt und hat auch dazu beigetragen, der rätoromanischen Bewegung Auftrieb zu geben. Eine Frucht davon ist das deutsch-surselvische Wörterbuch des kürzlich verstorbenen Ramun Vieli und das deutsch-ladinische Wörterbuch von Reto Bezzola, dem derzeitigen Romanisten an der Universität Zürich, und Rudolf Tönjachen. Dazu wären noch die im Entstehen begriffenen romanisch-deutschen Wörterbücher, also die umgekehrten Entsprechungen, zu nennen, deren Redaktion Alexi Decurtins und dem Sprechenden anvertraut ist, ferner Grammatiken und eine Anzahl sprachwissenschaftlicher Werke und Abhandlungen, die in Teilgebiete hineinleuchten wie Mundartmonographien, etymologische, sachkundige und sprachgeographische Untersuchungen, sowie Arbeiten über Märchen-, Sagen-, Volkslied- und Sprichwortschatz. Die Ortsnamenforschung hat auch schöne Erfolge zu verzeichnen. Das von Robert von Planta begründete und von Andrea Schorta weitergeführte Rätische Namenbuch steht als nahezu vollständige Ortsnamensammlung eines Kantons in der Schweiz einzig da.

Auch die deutschbündnerische Sprachforschung ist rege, von Valentin Bühlers Werk «Davos in seinem Walser Dialekt» über Martin Tschumperts «Versuch eines bündnerischen Idiotikons» bis zu den heute wirkenden Linguisten. Ist es nicht bemerkenswert, dass an allen deutschschweizerischen Universitäten die Lehrstühle für Germanistik Bündnern anvertraut sind: in Zürich Rudolf Hotzenköcherle, Initiant und Redaktor des Sprachatlasses der deutschen Schweiz, in Bern Paul Zinsli, Verfasser eines Aufsehen erregenden Werkes über die Benennungen der Geländeformen bei den Walsern mit dem Titel «Grund und Grat», in Basel wirkt Karl Meuli, Altphilolog und Volkskundler. Seit Paul Zinsli Mitredaktor am genannten Sprachatlas geworden ist, steht das bedeutende Werk ganz unter bündnerischer Leitung. Es ist auch Manfred Szadrowski zu nennen, dem das Studium der Wechselbeziehungen und der Symbiose zwischen Romanisch und Deutsch am Herzen liegt, ferner Adolf Ribi, der umsichtige Betreuer der bündnerdeutschen und romanischen Sendungen am Radio.

Auch Italienischbünden ist an der Sprachforschung beteiligt. Als Beispiel sei nur die in der Fachwelt oft konsultierte Abhandlung von Renato Stampa über den vorromanischen Wortschatz der alpinlombardischen und rätoromanischen Gebiete erwähnt.

Soweit die Sprachforschung. Nun die Sprachpflege, die Anstrengung

zur Erhaltung und Förderung der Sprachen. Wenn auch die Mundarten Deutschbündens an ihrer Sonderart einbüssen, eine allgemeine zeitbedingte Erscheinung, so ist doch die Sprache als solche gesichert. In Italienischbünden dagegen erweist es sich als notwendig, die Italianità bewusst zu pflegen. Die darum besorgten Kreise scharen sich um die Organisation der Pro Grigioni Italiano unter der Leitung von Arnoldo Zendralli. Ungleich schwieriger ist die Lage in Romanischbünden, das sich in besonderem Masse der Sprachpflege und Spracherhaltung anzunehmen hat. Ja, hier ist eine Sprachwehr geradezu Notwendigkeit geworden. Ohne Selbstbehauptungswillen und ständiges Bemühen vermöchte die Sprache wohl nicht mehr lange standzuhalten, gegenüber der mit dem Verkehr und der Industrialisierung immer mächtiger vordringenden deutschen Sprache. Die Widerstandskraft wird noch dadurch geschwächt, dass es nicht eine rätoromanische Sprache, sondern mehrere recht verschiedenartige Idiome gibt, die nicht zu einer einheitlichen Schriftsprache zusammengefasst werden können. Dazu kommt noch die konfessionelle Aufspaltung und das bewusste Eigenleben der verschiedenen Gemeinden und Talschaften. Diese typisch bündnerische Mannigfaltigkeit erschwert eine koordinierte romanische Bewegung. Es gibt eine Anzahl von romanischen Sprachvereinen verschiedener Natur, einmal Regionalvereinigungen, die eine Sprachgruppe umfassen, dann Spezialgesellschaften von Interessengruppen (Schriftsteller, Radioforen), die sich aus Mitgliedern aller Idiome zusammen setzen. Seit 1919 besteht die Lia Rumantscha, ein Dachverband, dem sämtliche bündnerromanische Vereinigungen angeschlossen sind, d.h. je nach Stärke an der Generalversammlung vertreten sind. Die Lia Rumantscha, politisch und konfessionell neutral, ist die oberste Instanz und eigentliche Exekutive des romanischen Volkes. Sie greift wo immer möglich zugunsten des Romanischen ein und hat vor allem praktische Massnahmen zu erfassen, die geeignet sind, die romanische Sprache zu erhalten und zu mehren. Als derzeitigen Sekretär der Lia Rumantscha wäre ich in der Lage, Ihnen eingehend darüber zu berichten. Doch ist das nicht meine heutige Aufgabe. Nur auf etwas möchte ich kurz hinweisen: Romanischbünden zieht sich, einem gewundenen Bande ähnlich, vom Gotthardpass bis an die Ostpfeiler unseres Landes. Zwischen den noch stockromanischen lebenskräftigen Gebieten des Vorderrheintals im Westen und des Unterengadins und Münstertals im Osten gibt es gefährdete, vom Deutschen stark durchsetzte oder infizierte Zonen in Mittelbünden und im Oberengadin. Hier werden seit einigen Jahren grosse Anstrengungen zur Sanierung der sprachkranken Dörfer unternom-

men, und zwar vermittelst konsequent romanisch geführter Kleinkinderschulen. Dank dieser Methode ist es gelungen, in einigen Dörfern den Verdeutschungsprozess abzuschwächen oder gar aufzuhalten. Es ist erfreulich, dass gerade die zugewanderten deutschsprachigen Familien diese kleinen Anstalten im allgemeinen begrüssen und damit ein schönes Beispiel echt bündnerischer und schweizerischer Einstellung zum Minderheitenproblem geben. Heute bestehen nicht weniger als 33 solcher «scolettas» unter der Leitung oder Aufsicht der Lia Rumantscha. Als natürliche Fortsetzung dieser Aktion konnte in den entsprechenden Primarschulen der zum Teil aufgegebene Romanischunterricht wieder aufgenommen werden. Wir stehen in diesen doppelsprachigen Zonen manchmal vor heiklen sprachbiologischen Fragen, doch glauben wir den richtigen Weg zu beschreiten, umso mehr als das Volk, im Gegensatz zu der früher meist gleichgültigen oder gar negativen Einstellung der Spracherhaltung gegenüber, unser Vorgehen begrüsst und sich immer mehr an der Aktion beteiligt. Ist das nicht ein Stück lebendiger Heimatschutz?

Doch ist es nur mit der Erhaltung und Konservierung einer Kultur allein nicht getan. Eine Kultur muss sich stets entwickeln, ihre Träger sollten auch schöpferisch tätig sein. Da kommen wir zu einem Kapitel, dem ich den Rest meiner Ausführungen widmen möchte, zum literarischen Schaffen im heutigen Graubünden. Dabei kann es sich nicht um eine umfassende Betrachtung handeln, sondern nur um einen Einblick mit einzelnen Proben. Ich beginne mit dem rätoromanischen Schrifttum, das zutiefst mit der Bündner Erde verbunden ist, seine Nahrung aus eigenem Boden saugt, also am reinsten rätischen Charakter widerspiegelt, während das deutsche und italienische Schrifttum mit seinen Sprachverwandten im Norden und Süden Tauschverkehr unterhält und also von aussen leicht beeinflusst werden kann. Die rätoromanische Literatur ist abgeschlossen von den befruchtenden Fluten eines grösseren Sprach- und Kulturkreises, mit dem es Sprachgemeinschaft pflegen kann. Sie ist auch abgeschlossen von der Anerkennung durch eine weite Leserwelt. Nur durch Übersetzungen dringt man kaum in ihre Schönheiten hinein, und nur wenige (es gibt solche) lernen Romanisch seiner verborgenen Schätze wegen. Es ist erstaunlich, was hinter diesen Sprachmauern alles geschaffen wurde und heute geschaffen wird, welch reiches literarisches Leben sich hier dem Eintretenden eröffnet. Erstaunlich, wenn wir an das vorhin Gesagte denken, dass ein Teil Romanischbündens so schwer um seine sprachliche Existenz zu kämpfen hat. Aber vielleicht ist es gerade das, was unsere Schriftsteller und Dichter nicht

rasten lässt. Selbstverständlich ist dabei viel ausgesprochene Heimatliteratur, die sich nicht über die eigenen Berge hinaus erhebt: Verherrlichung des traditionsverpflichteten Bergbauerntums wie in Huonders berühmtem Lied vom «pur suveran» in seiner freien Armut, idyllische Ausmalung der Dorfgemeinschaft wie in den herrlichen Versen von Muoth, Kampf um das gemeinsame geistige Erbe von politischer Freiheit und Selbstbestimmung, von eigener Sprache und Sitte, dann Heimwehlieder der ausgewanderten Romanen, Naturlyrik, die am tiefsten bei Peider Lansel erklingt. Doch hört man daneben – und vor allem im neueren Schrifttum – immer mehr Stimmen, die sich an allgemein menschliche Probleme heranwagen, oder ganz individuelle Töne anschlagen, was bei der Kleinheit der Verhältnisse und Neugier der Mitmenschen Überwindung braucht. Einige jüngere Dichter gehen kühne neue Wege, die volle Beachtung verdienen, von der Mehrzahl der traditionsgewohnten Leser jedoch nicht verstanden und abgelehnt werden. Jedenfalls wäre es weit verfehlt, die rätoromanische Literatur als brave Provinzliteratur «zur Erbauung am Sonntagabend» abzutun. Im Gegenteil, wir finden darin manchmal eine eindrucksvolle Spannung zwischen dem Verhaftetsein mit der Scholle und dem Bedürfnis nach weltweitem Flug der Gedanken, Bodenständigkeit und weltwacher Geist, wie wir den Bündnertyp charakterisiert haben.

Nun mögen die Dichter selber zu Ihnen sprechen: Ich nehme zuerst ein Gedicht von Gian Fontana, einem Vertreter der Surselva, des Bündner Oberlandes, von Flims, 1897 geboren, schon mit 38 Jahren gestorben. Er hinterliess fünf reiche Bände mit Poesie und Prosa, darunter 20 Novellen, die in brüsker Offenheit in die Problematik unserer Zeit hineingreift. Aus einem Zyklus «Carstgauns» (Menschen) wähle ich den berühmt gewordenen Besenbinder. Zunächst in deutscher Übersetzung von Franz Rauhut in Würzburg:

Der Besenbinder

Gerte stelle ich an Gerte
wie die Zeit sich reiht
Tag an Tag.
Ja, die Arbeit ist voll Härte,
die seit Kindeszeit
ständig auf mir lag.

Schön doch ist sie, wenn mir flitzen
die Gedanken fern
durch die Welt,
wenn sie pflücken und stibitzen
just den schönsten Stern
von dem Himmelszelt.

Seh ich, wie das Menschenwesen
kaum mehr weiss, wohin
geht die Fahrt,
möcht ich mit dem besten Besen
kehren voller Grimm
schwarze Denkungsart.

Besen braucht's noch viele viele,
bis das Fegen jeder Wand
ist vollbracht,
bis von überall der schwüle
Unrat ist verbrannt
und der Himmel lacht.

Il ligia-scuas

Torta mettel jeu sper torta
sco il temps che varga
gi sper gi.
Saiel bein ch'ell'ei macorta,
la lavur che carga
en la veta a mi.

Mo tuttina, biala ei'la
cu'ls patratgs mi sgolan
tras il mund,
cur ch'els la pli biala steila
rumpan ed engolan
dal bi tschiel profund.

E sch'jeu vesel tiar'e veta
che san strusch pli nua
ch'ei duei ir,
lu less jeu spulvrar en gretta
cun mia megliera scua
quei embrugl schi stgir.

Scuas drov'ei aunc bia biaras,
tochen mintg'encarden
ei scuaus,
tochen ch'en las loschas tiaras
ils rumiens tuts ardan
ed il tschiel ei blaus.

Das Gedicht beginnt mit einer alltäglichen Bewegung. Rute stellt er neben Rute. Aber schon im zweiten Vers erweitert sich das Bild überraschend mit dem schönen Vergleich der Ruten, die sich wie die Tage zusammenbinden lassen. Da fliegen die Gedanken des einfachen Besenbinders ins Weltall hinaus und greifen, einem Prometheus ähnlich, in männlich ekstatischer Freude, nach dem schönsten Stern, den letzten Geheimnissen. Ein derartiger Traum kann nicht von Dauer sein. Der Blick fällt zurück auf die elende, verdorbene Welt. Der Mensch muss hier unten leben und arbeiten, jeder an seinem Platz. Da befällt den Besenbinder der Drang, mit seinem Besen wenigstens den Unrat auf dieser Welt wegzufegen. Das ist aber schwer. Denn Besen braucht's noch viele viele, bis aller Unrat weggewischt und verbannt ist, und der Himmel wieder blau wird. Diese kräftige letzte Strophe, wie in Granit gemeisselt, würde gut über dem Portal der UNO stehen!

Scuas drov'ei aunc bia biaras
tochen mintg' encarden
ei scuaus,
tochen ch'en las loschas tiaras
ils rumiens tuts ardan
ed il tschiel ei blaus.

Fontanas Lyrik ist reich an Stimmungsbildern. «Tgietschen odura il butz silla spunda», rot duftet am Waldrand das Heidekraut, so setzt der ersehnte Bergfrühling ein. Ein anderes Mal sieht er einen wilden Apfelbaum, unter

dem ein Mädchen träumt, als Zeichen werdender Kraft und Fruchtbarkeit in der kargen alpinen Landschaft. Ergreifend ist die beklemmende Stimmung im Gedicht «Es ist so traurig», in dem bereits das dunkle Ahnen seines frühen Todes schwermütig mitschwingt.

Nach Fontana wählen wir einen Dichter Mittelbündens, Pader Alexander Lozza, der dieses Jahr gestorben ist. Der edle Kapuziner Pater mit dem weissen Bart und den tiefen Augen stammte von Marmorera. Er hat den Tag nicht mehr erleben müssen, da sein geliebtes Heimatdorf und der Friedhof seiner Väter von den Fluten des im Bau sich befindlichen Stauwerks überschwemmt wird. Lozza, der seine Priesterausbildung in Italien genossen hat, wurde aber bald zu unserem stärksten und eigenwilligsten Dichter der Gegenwart. Er war ein kräftiger Sohn der Berge und leidenschaftlicher Jäger (man sagte auch etwa «Wilderer») und kannte seine Berge wie wenige andere. Er sah und empfand aber nicht nur ihre Schönheit, sondern auch ihre Tücken. Er besingt sie nicht wie die Bergnarren und Enthusiasten aus den Städten. Die gefühllosen kalten Felsmassive stimmen ihn vielmehr nachdenklich. Er hat lieber den Wald unterhalb der Felsen. Lozza sieht die Berge nicht wie die vom Firnelicht verzückten Poeten, sondern nüchtern und kalt wie die Bergbauern. Da haben wir noch die alte Auffassung von der Nutzlosigkeit der Felsen und der trostlosen Einöden mit Geröll und Schnee, wie sie sich in den Ortsnamen Diavolezza, Lai sgrischus, Davo Dieu (Hinter Gotterbarm) u.a. widerspiegeln.

Lozzas Gedichte haben scharfe Konturen und starke, ungemischte Farben. Sie sind von einem fast erschreckenden Realismus und von einer Kargheit und Dichte des Ausdrucks, von einer Konzentration der Form, die uns packt. Man hat Lozza schon mit Trakl verglichen, trotz der grossen geistigen Entfernung der beiden. Kühn, fast verwegen für einen Priester, erscheint uns die Bildersprache Lozzas, bündnerisch, im tiefsten Sinne bündnerisch die gedrungene Kraft und Fülle seiner Verse. Zum kürzlichen Hinschied des Dichters entnehmen wir einer Suite der Jahreszeiten das Winterbild. In einer vom blauen Himmel überspannten, glitzernden Schneelandschaft sehen wir einen Leichenzug dahin kriechen «wie ein Reptil». Da bricht junges Leben hinein. Ein Bub schlittelt den Hang herunter und ruft unbekümmert: «Hopp, aus dem Weg!» in den Trauerzug, indes ein Rabe mit vollem Schnabel von einem Zaun wegfliegt. Ein Winterbild, das zugleich das Helle, Lichtvolle wie auch das Dunkle und Makabre dieses Begriffs in acht Versen umschliesst.

En tschiel d'en blo d'atschal sur 'gl alv sa stenda;
avagna blava, vo tras 'gl alv, la senda.
Igl alv è tot en sbrinsligem d'argent;
angal segls mots en lev fimar agl vent.

Da gliunsch en plant da sains. Segl alv cumpara,
tot neir, scu neir reptil, en til da bara.
«Or veia», scusalond clom'en mattatsch.
Igl pecal plagn, sa dolza en corvatsch! -

Und nun wenden wir uns dem Engadin zu und nehmen einmal ein Beispiel unserer leichteren Poesie. Wir haben auch Sänger der fröhlichen Muse, die mit dem Volk singen. Ich erwähne Men Rauch von Scuol (Schuls), wie Lozza auch ein Jäger und Original, aber anderer Prägung. Er ist Lautensänger und Redaktor des Fögl Ladin, Dichter und... Polizeikommissär. Er hat noch viel Anderes in seinem Leben ausprobiert, dass man in launiger Weise gesagt hat, er sei nicht bloss ein Men, sondern ein Phäno-Men. Ich wähle sein Gedicht «Mengia», ein Idyll am Dorfbrunnen, zunächst in einer deutschen Übertragung von Fritz Rauhut:

Minchen

Anna, Bärbel und Kathrinchen,
Agnes, Ursula und Minchen
stehn rings um den Brunnenrand,
waschen Tuch und Leinewand.

Wie sie ratschen da und klatschen,
lachen und ins Wasser patschen,
flink sich regen um den Stein,
hüpfen, springen, lustig schrein!

Sieh, da geht des Wegs inmitten
Hans und kommt vorbeigeschritten.
Keine muckst am Brunnenrand –
Wascht nur Tuch und Leinewand!

Wie er in die Gass' verschwindet,
alles sich vor Lachen windet.
Minchen nur, das Köpfchen schief,
zieht den Atem schwer und tief.

Mengia

Anna, Mengia e Chatrina
Neisa, Uorschla, Barbulina,
in rudè intuorn il bügl
stan e lavan glin e tügl.

Tanteraint i baderlaivan
e riaivan e sflatschaivan,
daivan sigls e faivan mots,
daivan güvels, faivan sots.

Qua capita sü per via
Jon e passa speravia!
Gnanca mucs intuorn il bügl –
Tuottas lavan glin e tügl.

Cur ch'el s'volva aint in giassa
rian tuottas cha quai squassa.
Mengia be cul cheu sbassà
tira sü plü greiv il flà.

Als Gegensatz zu dieser beschwingten volksnahen Dichtung sei zum Abschluss noch ein junger Vertreter der Moderne in unserer Literatur erwähnt: Andri Peer. Auch er stammt aus bestem Unterengadinerholz – sein Grossvater arbeitet noch heute als Holzfäller in den Bergwäldern von Sent. Andri Peer hat sein Philologiestudium in Zürich abgeschlossen und wirkt heute als Französisch- und Italienischlehrer an der Kantonsschule Winterthur. Dieser urchige Sohn der Berge mit seiner unverbrauchten Sensibilität ist während des Studiums an die Welt der Grossstadt geprallt und hat sich an Paris berauscht. Eigenartig: Mit seiner Alpensprache, einem reichen Wortschatz, kühnem Gedankenflug und faszinierenden Bildern gelingt es

ihm, die Atmosphäre eines Grossstadtbahnhofs einzufangen mit dem Geruch von Menschen, Dampf und Eisen und dem Fernweh. Ein Gedicht, «Il placat», zeigt uns jene schreierischen Wände, die uns wie «farbige Ohrfeigen» überraschen mit ihren Farbklecksen, vagabundierenden Buchstaben und dem Durcheinander von gierigen Frauenlippen bis zum Mottenpulver.

In «Tea Room», gemeint sind die Tea Rooms in Zürich, führt uns Peer in eine jener heuchlerisch-schönen Baren mit den dort verkehrenden Menschen. Er findet seltsam suggestive Worte für die schwülen Zufluchtsstätten, die sich über die braven Gassen von Zürich ausbreiten. In seiner Bergwelt kann sich Peers Temperament und Phantasie noch besser austoben. Das Lied in altem Stil «Schelpcha infernala» (höllische Alpentladung) ist eine rätische Vision von danteskem Einschlag. Die Welt des Traumes und des Unterbewusstseins beschäftigt ihn immer wieder. Im Gedicht «Sömmi» erscheint ihm der Traum als ein Ritter des Todes, «unter dessen Zügeln die Hufe der Angst erklirren»:

Tü chavalgiaint da la mort
suot tias mastrinas strasunan
las rupettadas da la temma.

Ein Gedicht, «I dà» (Es gibt), schliesst mit folgenden schönen Worten:

E prüvadentschas daja lommas sco naivadas
o albas sunasonchas giò da tschêl.

Das ist fast unübersetzbar. «Und Vertrautheiten (Traulichkeiten) gibt es sanft wie neuer Schnee, wie weisses Betzeitgeläute vom Himmel». Sein neuestes Werk heisst «Tizzuns e sbrinzlas» (Glimmende Scheite und Funken), geistvolle Prosastücke, Essays, Kaprizen, Angstschauer, Aphorismen. Er hat eine ausgesprochene Freude am Aphorismus, (dieser «Leidenschaft, mit dem Paradox zu spielen», aber wehe, wenn man es die Partie gewinnen lässt). Peer ist rastlos tätig und vielseitig. Er, von dem einige Werke ins Deutsche und Französische übersetzt wurden, hat Werke aus anderen Sprachen ins Romanische übertragen: Hölderlin, George, Trakl, den Roman «Die graue March» von Inglin, aus dem Französischen Mallarmé, verschiedene Moderne bis zu Michaux, aus dem Englischen Eliot. Das kann sich nur befruchtend auf unser Schrifttum auswirken. Warum soll nicht moderne Poesie bei uns Eingang finden als Ausdruck einer unruhigen, gequälten Zeit, die wir eben-

so spüren wie andere? Mag sein, dass Peer für unsere Leute zu weit geht und deshalb nicht überall verstanden wird. Doch ein Dichter darf wohl vorangehen, und weshalb soll Rätien nicht mitmachen am heutigen Kunstschaffen? Die Literaturforschung hat erst kürzlich herausgefunden, dass ausgerechnet der französische Surrealist Guillaume Apollinaire rätoromanischer Abstammung ist, und zwar ein Grossneffe des Dichters und Pioniers von St. Moritz, Conradin de Flugi, der vor 100 Jahren als erster unsere Muttersprache besungen hat.

Ich habe mich etwas länger bei Peer aufgehalten, weil er mir als ein interessanter Exponent der jungen Raetoromania erscheint, mit der in unserem Volksschlag innewohnenden Spannkraft. Einerseits ist Peer stark mit der rätischen Scholle verbunden, greift tief ins Mark unserer Sprache, holt vergessene Rätizismen hervor und verhilft diesen zu neuem Leben, wie es dereinst Peider Lansel tat. Anderseits treibt ihn ein ekstatischer Trieb hinaus über unsere Berge. Diese Spannung geht durch sein dichterisches Schaffen. Mögen die Träume des Blutes sich über die Berge erheben, das Herz schlägt doch im Land der Ahnen.

Ich habe nur einigen Dichtern Romanischbündens aus den verschiedenen Sprachgebieten das Wort gegeben. Eben so gut hätte ich Ihnen andere vorstellen können. Nehmen wir die «Musa Rumantscha» in die Hand, die vor drei Jahren erschienene kritische Anthologie der modernen romanischen Poesie, so finden wir darin nicht weniger als 65 Dichter! Wie soll ich da nur die Namen nennen! Wenigstens einige der lebenden Dichter, die besondere Aufmerksamkeit verdienen, seien mit Namen erwähnt. Wenn Ihnen das auch wenig zu sagen vermag, so haben wir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und Sie haben eine Reihe wohlklingender romanischer Namen gehört: Zunächst Poesie: Carli Fry, Gian Caduff, Curo Mani, Artur Caflisch, Jon Guidon, Tista Murk, Gian Gianet Cloetta, Chasper Ans Grass. Dann Prosa: Guglielm Gadola, Toni Halter, Aluis Arpagaus, Gion Deplazes, Tumasch Dolf, Steafan Loringett, Ursina Clavuot (Gian Girun), Reto Caratsch, Selina Chönz, Tista Murk, Cla Biert. Bemerkenswert ist auch der Aufschwung des Theaters und die dramatische Produktion von Jon Semadeni, Tista Murk, Adolf Wihler, Men Gaudenz, Fortunat Gilli u.a.

Sie sehen, meine verehrten Zuhörer, dass viele Kräfte bei uns am Werke sind. Diese Aktivität ist erstaunlich, wenn man bedenkt, wie schwer es unsere Schriftsteller haben, wie undankbar es ist, für ein Kleinvolk von knapp 50'000 Seelen zu schreiben. Wir haben kein Hinterland, keine Resonanz,

kein grosses Volk hinter uns. Ja, die Ausstrahlung reicht in der Regel nicht einmal über die Grenzen der verschiedenen Idiome. Der Ladiner liest wenig sursilvan, und der Sursilvaner noch weniger ladin. Dann muss man sich vergegenwärtigen, dass ein Bergbauernvolk naturgemäss keine grosse Zahl von ästhetisch geschulten Lesern hat. Zudem lesen manche Romanen durch den Einfluss der deutschen Tagespresse und des Verkehrs leichter deutsch als romanisch, ähnlich wie die Deutschschweizer leichter Hochdeutsch als Mundart lesen. Aus den genannten Gründen sind die Absatzmöglichkeiten rätoromanischer Literatur denkbar klein. Der Druck eines Werkes bedeutet in der Regel ein finanzielles Opfer für den Autor. Es ist eine der Aufgaben der Lia Rumantscha, hierfür Mittel zu beschaffen und den Schriftstellern nach Möglichkeit behilflich zu sein. Auch der Schweizerische Schriftstellerverein und vor allem sein Sekretär, Herr Dr. Franz Beidler, der uns heute mit seinem Besuch beehrt hat, bezeugen viel Verständnis und Sympathie für unsere Schriftsteller. Herr Dr. Beidler kommt oft zu uns hinauf und hat schon manche für uns wertvolle Beziehung angeknüpft, wofür wir ihm «ün cordial grazcha fich» sagen möchten.

Die Lia Rumantscha hat kürzlich zum 400-jährigen Jubiläum rätoromanischen Schrifttums einen illustrierten Katalog der neueren Erscheinungen herausgegeben, den ich Interessenten unter Ihnen austeilen kann. Ich habe Ihnen von den Schwierigkeiten unserer «scriptuors» berichtet. Doch haben unsere tapferen Schriftsteller auch Vorteile gegenüber ihren Kollegen anderer Sprachen. Das rätoromanische ist kein abgebrauchtes Instrument. Man kann noch tief in unsere Erde hineinpflügen. Der rätoromanische Dichter schreibt in der Sprache seines Tales, schöpft aus den Tiefen seiner Mundart, während z.B. der Freiburger, der Französisch schreibt, es schwerer hat, in dieser «überliterarisierten» Sprache sich frei und spontan auszudrücken, und auch der Prättigauer, der Hochdeutsch schreibt, mit einem fremderen Instrument arbeiten muss.

Das, meine verehrten Damen und Herren, führt uns zu Deutschbünden und seinem literarischen Schaffen von heute. Hier ist die Lage ganz anders. Was ist schon darunter zu verstehen: Schrifttum in Deutschbünden? Da sind zuerst einmal die Deutschbündner selber: Martin Schmid in Chur, der formschöne, von echtem Naturgefühl erfüllte Gedichte schreibt, aber auch ein feines Ohr für die mundartlichen Schönheiten des Churerdeutsch hat. Hans Plattner in Chur, der Heimatdichter und rührige Betreuer des Bündner Kalenders, Verfasser des am Eidgenössischen Schützenfest in Chur aufgeführten «Wildmannsspiel». Fritz Lendi, Johann Baptist Jörger, Hans Bardill

u. a. Auch Georg Thürer ist Bündnerbürger, doch in Glarus aufgewachsen und in St. Gallen tätig.

Da ist eine zweite Gruppe: Romanen und Italiener, die deutsch schreiben. Tina Truog-Saluz, eine gute Kennerin der Bündnerseele, die in ihren Erzählungen und Romanen den traditionsbewussten Familiensinn pflegt, Gian Caduff, Franz Walter Caviezel, Gertrud Gilli, Nina Attenhofer-Zappa u.a., aus Italienischbünden stammend Andrea Pozzy de Besta.

Dann eine dritte Gruppe von Dichtern, die von Herkunft nicht Bündner sind, jedoch eine bündnerische Mutter haben, auf Bündnererde aufgewachsen sind und ganz auf ihr leben: Max Hansen in Splügen, der mit seinen Dramen weit herum im Schweizerland Beachtung gefunden hat. In den letzten Tagen erfuhren wir, dass er in einem von der Ostschweizerischen Rundspruchgesellschaft veranstalteten Hörspielwettbewerb den ersten Preis erhielt. In seinen Dramen treten Gestalten des bündnerischen Alltags von heute auf, schwerblütige, verschlossene Wesen, die, in harte Konflikte oder in eine verzweifelte Lage gekommen, mit sich selber fertig werden müssen. Diese Menschen sind typische Bergbauer und Walser bis in die Knochen. Ungelenk und rau ist oft auch die Sprache. Neben Hansen ist Hans Mohler in Thusis zu nennen, der für die Heraufbeschwörung rätischer Landschaft eine stimmungsvolle und an besten Vorbildern geschliffene Sprache schreibt. Er ist vor allem Lyriker, in seiner Poesie und seiner Prosa. Wir denken an sein feines Bändchen «Aus einem Hirtensommer».

Dann kommen wir zu einer vierten Gruppe, Nicht-Bündner, die in Graubünden wirken, man könnte sie die «Wahlbündner» nennen, eine sehr verschiedenartige Gruppe: John Knittel in Maienfeld, dessen Romane allerdings kein bündnerisches Gepräge haben, ausser dem erregenden Schauer gewisser Namen wie Viamala. Hans Mühlestein in Celerina, der neben seinen bedeutenden kunst- und kulturhistorischen Untersuchungen auch literarische Werke wie das Jenatschdrama «Der Diktator und der Tod» schuf. In letzter Zeit übertrug er Teile aus Dantes «Divina Commedia» und Verse von Michelangelo ins Deutsche und gab diesen Werken eine Zeitnähe und pochende Form, die uns Dante und Michelangelo wieder neu erleben lässt. In Chur ist die Reiseschriftstellerin Margrit Gantenbein aufgewachsen und dort lebt auch seit vielen Jahren der Erzähler und Lyriker Emil Hügli. Nennen wir noch den «Troubadour» Hans Roelli, durch einen längeren Aufenthalt mit Graubünden verbunden. Vor einem Jahr starb Adolf Attenhofer in Chur, der feinsinnige und geistreiche Lyriker, Gelehrte und Begründer der Bündner Volkshochschule.

Schliesslich könnte man noch eine fünfte Gruppe ins Auge fassen: Dichter, die nicht im Bündnerland wohnen, jedoch unser Land aufgesucht haben. Wir denken an Nietzsche, der am Silsersee die lang ersehnte Ruhe fand und wo «Zarathustra an ihm vorüberschritt», oder die den Schau- und Handlungsplatz ihrer Werke nach Graubünden verlegen, wir denken an den Jürg Jenatsch und die Richterin von Conrad Ferdinand Meyer, an das berühmte Heidi von Johanna Spyri. In dieser Kategorie könnte man auch heute manche Namen aufzählen, Beispiele von wirklicher Erfassung der Bündnernatur und des Bündnerschlags bis zu Werken, wo die Natur nur leere Staffage ist. Ein bedeutendes Werk, das in die Weltliteratur eingegangen ist, sei hier genannt: In Davos wurde der «Zauberberg» von Thomas Mann aufgerichtet mit seinen tiefgründigen Diskussionen vor unheimlichen Horizonten.

Sie sehen aus diesen verschiedenen Aspekten, wie schwierig es ist, eine Schau über die Literatur Deutschbündens zu geben. Wenn wir den Akzent auf deutsch legen, so müssen wir wohl sagen, dass unsere Leute der deutschen Literatur nicht viel geben können. Das Instrument der hochdeutschen Sprache ist für uns schwer zu handhaben, was ja in gewissem Sinn für die deutsche Schweiz überhaupt gilt. Wenn wir den Akzent auf bündnerisch legen, so müssen wir sagen, dass gerade das eigene Instrument, die bündnerische Mundart, sozusagen nicht mehr gebraucht wird. Das ist schade. Graubünden hat einen grossen Mundartdichter gehabt, der den Weg angebahnt hat: Johann Josef Jörger aus Vals mit seinen leider viel zu wenig bekannten Mundartdichtungen, seinem Werke «Urchigi Lüt», das walserisch im besten Sinne ist. Der Psychiater Jörger war ein feiner Menschenkenner und traf das richtige Wort, wahrhaft und kraftvoll, wenn er z.B. einen Valser von seiner Heimat sagen lässt: «Es leids Land, wa ma schier nit derzua und nit derva kunnt. Ussats und innats sind nüt als Gütscha, Grinda und Balma, wit und breit ke Hus, ke Mensch und ke Seel.» Wir werden an Pater Lozza erinnert, den ich Ihnen heute vorgestellt habe, oder an Ramuz. Den Weg Jörgers haben noch der Prättigauer Georg Fient aus Luzein und der Davoser Hans Valär beschritten. Heute scheint dieser Weg fast einzuwachsen. Und doch wäre das eine Seite des Schrifttums, die bündnerdeutsche Dialektliteratur. Für die andere Seite, die deutschbündnerische Hochliteratur, deren grösster Vertreter bei uns Johann Gaudenz v. Salis Seewis war, für die andere Seite möchten wir den heute Schaffenden Glück wünschen.

Eine ähnliche Lage wie Deutschbünden in Bezug auf Sprache und Literatur hat Italienischbünden. Es hat eigene charakteristische Mundarten,

die weit entfernt sind von der toskanischen Schriftsprache. Das kulturelle Leben (Kirche, Gemeinde, Schule) ist jedoch stark mit der Schriftsprache des südlichen Nachbarlandes verbunden. Italienischbünden ist der Italianità verpflichtet wie der Tessin. Daneben existiert noch eine mundartliche Literatur, die früher interessante Werke aufzuweisen hatte, vor allem das Bergeller Volksdrama «La Stria» von Giovanni Andrea Maurizio, das letztes Jahr in Vicosoprano unter Teilnahme des ganzen Bergellervolkes wieder aufgeführt worden ist und grossen Eindruck hinterliess. Die mundartliche Literatur pflegten mit Erfolg auch der Puschlaver Don Giovanni Domenico Vasella, heute der Puschlaver Achille Bassi u.a. Doch streben die meisten danach, die italienische Schriftsprache zu gebrauchen, und es wird darin schon Beachtenswertes geleistet, denken wir an den Bergeller Pfarrer Giovanni Andrea Scartazzini mit seinen berühmten Kommentaren zur «Divina Commedia», an die klassische Bibelübersetzung des Engadiners Giovanni Luzzi, die in Italien hohes Ansehen gewinnt, an den Puschlaver Don Felice Menghini, der ein starkes lyrisches Talent hatte, leider noch als junger Priester in seinen Bergen tödlich verunglückt ist. Von den heute schriftstellerisch Tätigen seien genannt: die Misoxer Remo Fasani, auf den wir noch kurz zurückkommen werden, Leonardo Bertossa, Rinaldo Bertossa, Piero a Marca, Rezia Tencalla Bonalini u.a., der Bergeller Dino Giovanoli, die Puschlaver Don Alfredo Luminati mit seiner vornehm verhaltenen, fast hermetischen Lyrik, Paolo Gyr, der auch Verdienste als Kulturvermittler hat, die italienische Literatur im anderen Sprachgebiet vorstellt (er spricht die drei Bündnersprachen).

Ferner sind noch Italienischschreibende zu nennen, die aus Romanischbünden stammen, aus Auswandererfamilien in Italien. Hierher gehört Reto Roedel von Sent, Professor an der Handelshochschule St. Gallen, in der italienischen Sprachwelt hoch geschätzter Literaturkritiker und selber auch Dichter. Eines seiner Dramen wurde in Italien mit einem ersten Preis ausgezeichnet und kürzlich fand am Stadttheater St. Gallen die Erstaufführung seines Kurzdramas «Monologe am Radio» statt, zusammen mit einem ihm wesensverwandten Pirandello-Stück. Dann Anna Mosca, auch von Sent in Siena, die mit ihrer Lyrik, ihren Erzählungen, ihren Beiträgen am Radio in Italien Aufsehen erregt hat und deren Roman «Solleone» einen literarischen Preis errang. Es würde uns zu weit führen, noch die Schriftsteller Italiens zu nennen, die mit Graubünden verbunden sind wie beispielsweise Raffaele Calzini mit seinem Roman «Segantini». Früher waren es ja «Grosse», die Graubünden besuchten und in ihren Werken verherrlichten: Foscolo, Fo-

gazzaro, Cavour, Carducci, Matilde Serao, Govanni Bertacchi, den die Italiener den «Sänger Rätiens» nennen.

Zusammenfassend können wir wohl sagen: Auch Italienischbünden leistet viel, nicht nur in der Malerei, auch in der Literatur. Dabei sind es nicht einmal ganz 17'000 Seelen, und das Gebiet ist nicht einheitlich. Es zerfällt in drei geographisch gänzlich getrennte Teile, die nur wenig Zusammenhang miteinander haben. Zudem sind es ausgesprochen periphere Gebiete im schon peripheren Kanton Graubünden, wirtschaftlich teils sehr arme Zonen wie Val Calanca, in welche oft noch Naturgewalten schonungslos hineinbrechen. Trotzdem haben diese tapferen vier «valli» ihre Treue zu Graubünden bewahrt und tragen am Kulturschaffen Graubündens einen schönen Teil bei.

Ich möchte nur einen Vertreter der «valli» kurz vorstellen, Remo Fasani von Roveredo, wo er am proginnasio wirkt. Als Schüler von Theophil Spoerri hat er sich literarkritischen Studien gewidmet und in der Zeitschrift «Trivium» Artikel veröffentlicht über moderne italienische Lyriker, über chinesische Lyrik und schloss sein Studium mit einer stark beachteten Dissertation über «I Promessi sposi» ab. Dann betätigte er sich als Übersetzer, übertrug und kommentierte eine Anzahl Gedichte von Hölderlin. Ein schöner Beitrag zur kulturvermittelnden Rolle von Graubünden als Brücke zwischen Nord und Süd. Wir erinnern daran, dass seinerzeit auch die erste Übersetzung des «Werther» in Italienischbünden erschien. Schon früh hat sich in Fasani auch der Dichter bemerkbar gemacht. Für ihn ist die dichterische Sendung aber kein leichtes Spiel, sondern vielmehr eine «via crucis». Er hat sich ernsthaft mit den modernen Strömungen der Poesie befasst und steht mit der italienischen Dichtung von heute, etwa einem Ungaretti, Montale, in Berührung. Diese ist gekennzeichnet von einem tiefen inneren Ernst, einem leidenschaftlichen Drang, das gemässe, das nackte Wort zu finden; eine Art neue Klassizität wird angestrebt, Sauberkeit der Sprache, Sicherheit des Masses, vollständige Abkehr von der Rhetorik. Auch Fasani geht diesen Weg. Dem Bündner sagt diese Kargheit im Ausdruck, dieses Abwägen der Worte zu. Die Worte reihen sich wie fest gefügte Steine aneinander an. Der Vers wirkt wie ein Block. Kein romantisches Übergreifen, keine «enjambements». Noch etwas, was auch dem Bündner zusagt, keine unmittelbare Beichte in dieser Lyrik, aber ein Drang nach Befreiung innerer Qualen durch dichterischen Ausdruck. Im Chaos unserer Zeit, in der Unruhe über all das Ungefüge, Verschobene, Erdrückte, Zerbrochene, in dieser zerbrochenen Welt möchte er wieder etwas zusammenfügen im Vers, in der

Poesie. Ich entnehme seinem Gedichtband «Senso dell'esilio», das in Puschlav erschien und mit einem ersten literarischen Preis ausgezeichnet wurde, als Beispiel nur einige wenige Verse von grosser lyrischer Intensität und fast kosmischer Gewalt. Allerdings sind diese Verse fast nicht zu übersetzen, ich weiss nicht, ob ich mit meinen deutschen Worten oder Andeutungen auch nur etwas von dieser Poesie vermitteln kann. Ein Gedicht, «Morgendämmerung», schliesst mit folgenden drei Versen:

Der Morgen steigt aus dem Schweigen der Nacht.
Der junge Tag schreitet vorsichtigen Fusses
über die begrabenen Strassen.

[...] Nasce ora l'alba al suo silenzio,
il giovine giorno con piè cauto
cammina sulle vie sepolte.

Ein anderes Gedicht ist betitelt «Dann erwacht sie», gemeint ist die Erinnerung an das Kindesalter:

Si desta allora

Quando sulla campagna alita fiacca
la malavoglia dei giorni bruciati
e un latrato monotono si leva
da lontana pendice come voce
che chiama per assorte solitudini
e uno sparo si perde in lontananza
d'echi tra i monti: si redesta allora
e torna dalle sue terre di favola
l'infanzia vissuta con le formiche
nelle pinete al fiato delle resine.

Wenn auf dem Feld die matte Unlust
der verbrannten Tage lastet
und ein eintöniges Bellen von fernem Hang
herüberweht wie eine Stimme
die nach Einsamkeiten ruft
und ein Schuss sich verliert im fernen Widerhall

zwischen den Bergen: dann erwacht wieder
und kehrt aus ihrem Märchenland
zurück die Kindheit, erlebt mit den Ameisen
in den Wäldern im Duft des Harzes.

Ein vierzeiliges Gedicht «Sternschnuppen» sagt ungefähr:

Gleitender Stern, ein helles Aufleuchten,
ein Spritzen wie das Radwasser des Schiffes im Dunkelblau
und die Nacht hebt erstaunt ihre Augen,
wundert sich am Herzschlag des Nichts.

Stella filante, un limpido baleno
una scia rutilante sull'azzurro:
e la notte sorpresa alza le ciglia,
si meraviglia a un palpito del nulla.

Meine Damen und Herren! Es ist Zeit, dass ich zum Schluss komme. Ich habe versucht, einen Eindruck des sprachlichen und literarischen Schaffens in Graubünden zu geben, also nur einen Sektor des Kulturlebens zu beleuchten. Es ist allgemein bekannt, dass Graubünden ein reiches kulturelles Erbe hat und dass man sich bemüht, dieses Erbe zu erhalten; man weiss vielleicht weniger, dass nicht nur das Erbe konserviert sondern neu gestaltet, Neues geschaffen wird, dass die bündnerische Kultur lebt, in all ihrer bunten Mannigfaltigkeit und seltsamen Sonderart und – das möge am Ende doch betont werden – auf hartem Boden, bei schwierigen Existenzverhältnissen, ja, in eigentlicher Notlage. Graubünden ist nicht mit materiellen Gütern gesegnet und hat kein Glück mit seiner Industrie. Zudem ist es Randgebiet der Schweiz, am weitesten entfernt von Bern. Dazu kommen die verschiedenen Kulturgebiete, Sprachen und Idiome, die den Kanton über alle Massen belasten. Eine kulturelle Vielfalt verteuert den Staatsapparat. Das ist die Kehrseite der Vielfalt. Man denke nur an das Schulwesen in unserem Lande der drei Sprachen, der sieben geschriebenen Idiome, mit gesonderten Schulbüchern. Die vorgesehene Neuverteilung der Primarschulsubventionen wird eine fühlbare Besserung für Graubünden bringen. Nun, über diese wirtschaftliche Seite hatte ich heute Abend nicht zu berichten. Das Lied von der Armut Graubündens ist bekannt. Ich durfte vom Reichtum erzählen, und ich hoffe, Ihr Herz ein wenig geöffnet zu haben: für unseren armen und reichen Kanton, per la nostra umile e fiera Rezia, per nos asper e bel Grischun!

La situation culturelle et linguistique de la Basse Engadine

Referat salvà a chaschun da la visita da cussglier federal Rodolphe Rubattel a Scuol, ils 23 october 1952

Monsieur le conseiller fédéral,
Messieurs les conseillers du gouvernement des Grisons,
On m'a prié de donner un bref aperçu sur la situation culturelle et linguistique de la Basse Engadine avant de parler des questions économiques. Permettez que je le fasse en français, puisque nous sommes des Latins, des parents plus étroits de Monsieur le conseiller fédéral.

Notre vallée, la plus éloignée de Berne et par conséquent une des moins connues et moins touchées par les bénéfices fédéraux, n'a pas de grandes ressources hors la modeste agriculture de montagne, l'élevage du bétail, l'économie forestière et les eaux de Scuol, Tarasp, Val Sinestra et le tourisme d'été. La Basse-Engadine a cependant d'autres choses à offrir, qui frappent les yeux et les oreilles de chaque voyageur attentif: une architecture à elle, des coutumes très originales, une langue qui lui est propre. Vous verrez, Messieurs: D'un côté la pauvreté de sa condition économique qui n'a pas bénéficié des ondes de la conjoncture industrielle d'après-guerre, de l'autre côté dirais-je la richesse de sa culture – qui n'a pas été touchée par les vagues unificatrices. Même le tourisme de Scuol-Tarasp est resté conscient de l'héritage. Notez les inscriptions romanches. Dans ce coin bien protégé par les chaînes de montagnes, très éloigné de toute civilisation urbaine, entouré de trois côtés par des frontières de l'Etat, dans ce coin s'est conservée une des plus vieilles cultures de la Suisse; et cette culture, nous voudrions l'accentuer, ne s'est pas seulement conservée, elle se montre pleine de vie et de volonté à continuer à vivre. Tout au contraire de certaines régions romanches au centre des Grisons et la Haute Engadine, fortement menacées, et qui ont engagé la Ligue Romanche à des actions de sauvetage contre la germanisation, la Basse Engadine est encore 100 % ladine ou romanche, pour employer le terme général. Romanche est le système scolaire, c'est-à-dire l'instruction pendant les premières années, qui passe successivement à l'allemand, romanche est le langage de l'administration des communes, du district, y compris les tribunaux, romanches sont la plupart des sermons. Aujourd'hui on s'efforce davantage qu'autrefois à rester fidèle à la langue, bien que la lutte économique journalière et le besoin de ne pas manquer de

contact avec le grand monde ouvrent les portes très grandes à l'allemand. Mais tout de même, romanche reste la vie spirituelle... et littéraire. Celle-ci n'est pas sans importance, elle est même – voilà l'avantage d'une langue autochtone, d'un peuple qui ne flotte pas dans le vide – elle est même remarquablement riche pour une population qui n'arrive pas à 7'000 habitants (toute la Basse Engadine).

Nos ancêtres déjà – un Champel, Martinus, Saluz et d'autres – ont fait de grands efforts pour notre littérature religieuse, ne mentionnons que la bible imprimée au 17e siècle ici à Scuol. Et c'est à Scuol que parut le premier journal des Grisons au 18e siècle. Au 19e siècle, il y aura la poésie lyrique qui se développe à un niveau très remarquable. Je ne nomme que Peider Lansel de Sent, qui est enterré dans son domaine autour de la pittoresque ruine de l'église de San Peder. Son art est très personnel, nuancé, développé dans les profondeurs de la solitude. Lansel a poursuivi un grand combat avec la langue, pour atteindre à l'harmonie entre l'âme du peuple et l'âme du poète. Il a été poète et combattant pour sa langue contre l'indifférence des Romanches de son temps, contre la poussée alarmante de l'allemand, contre l'infiltration de l'italien. Sa devise fut: «Ni Talians, ni Tudais-chs, Rumantschs vulain restar!»

A côté des poètes et écrivains, une pléiade de linguistes ont travaillé et travaillent de nos jours pour le patrimoine linguistique, éditant des monographies, des grammaires, des dictionnaires et le monumental glossaire des patois romanches, le DRG. Ils ont contribué au résultat mémorable du 20 février 1938, quand le romanche fut reconnu quatrième langue nationale par le peuple suisse. De nos jours il y a une équipe d'écrivains dignes de notre attention. A Scuol même, Men Rauch, notre poète lyrique et troubadour ladin bien connu, Jon Semadeni, le dramaturge, régisseur et acteur, qui a donné un essor remarquable au théâtre avec sa troupe ambulante «La Culissa», les frères Gaudenz avec leur activité linguistique et Cla Biert, le fin psychologue et prosateur au langage du terroir. Et, pour mentionner encore un de nos jeunes, Andri Peer. Il est fortement enraciné dans cette terre, son grand-père travaille encore comme bûcheron à Sent, son langage est riche et plein de saveur, mais il connaît aussi la ville, Paris surtout, où il s'est heurté à un monde tout-à-fait différent. Il s'est enivré de la grande ville et a traduit ses impressions dans notre langue, soit dans sa poésie lyrique évoquant par exemple un tableau de Renoir, une gare, un bar, une de ces affiches criardes soit dans des aphorismes, des essais, des caprices, des angoisses. Il a traduit des poètes étrangers dans notre langue rustique. Je ne nomme que

des Français: Mallarmé, Ramuz (le grand Vaudois), Francis Jammes, Léon-Paul Fargue, Paul Eluard, Jacques Prévert, Henri Michaux. Il pourrait sembler quelque peu paradoxe à voir un habitant de cette terre s'associer aux surréalistes. Mais l'Engadine, pays fermé est quand-même ouvert, pensons à l'émigration autrefois très développée, aime ces contrastes. Le hasard a voulu qu'on a découvert récemment que Guillaume Apollinaire est d'origine engadinoise et romanche, un arrière-neveu de notre premier poète lyrique et pionnier de Saint-Maurice, Conradin de Flugi.

Monsieur le conseiller fédéral, Messieurs, je ne voudrais pas m'aventurer plus loin sur le sol de la poésie romanche, je voudrais seulement montrer que la poésie n'a pas tari dans cette terre, qu'elle est vivante et exprime les plaisirs et les douleurs de nos gens ainsi que les angoisses et les espoirs de l'humanité de nos jours. Voilà pourquoi certaines de ces poésies semblent trouver de l'intérêt ailleurs, où l'on s'efforce de les traduire en allemand, en français, en italien, en anglais. Aux Etats Unis ont paru récemment trois thèses traitant des sujets romanches. Je me permets de vous remettre au nom de la Ligue Romanche à Coire une anthologie de notre poésie, préparée par Peider Lansel, terminée par les soins de la Ligue. Elle contient des poèmes de 65 poètes, et (ce qui pourrait vous intéresser), des aperçus en langue française sur la formation linguistique et littéraire du romanche. J'y ajoute ce petit catalogue illustré des publications récentes de la Ligue Romanche. Vous voyez, notre littérature apporte une modeste gerbe à la culture latine.

Nous célébrons cette année le quatrième centenaire de la littérature romanche imprimée avec 4000 œuvres pour un peuple qui ne dépasse que les 40'000 âmes. Pour terminer, j'ai le devoir de mentionner un autre centenaire, célébré cet été à Scuol, pour commémorer la liberté et la Basse-Engadine reconquise il y a 300 ans. La victoire grisonne, remportée en 1499 à Chalavaina (Calven), avait consacré l'indépendance des Trois Ligues Rhétiques vis-à-vis de l'Empire. Cependant, le Val Müstair et la Basse Engadine ont subi pendant la guerre de 30 ans des invasions autrichiennes des plus cruelles. Il a fallu beaucoup d'efforts et de grands sacrifices économiques pour racheter la liberté en 1652. Nous possédons un beau monument de ces jours, le chant de la liberté, composé et mis en musique par le prédicateur Martinus ex Martinis. Ce chant grave et vigoureux est d'une force élémentaire. Chaque strophe se termine puissamment par le mot «libertà» résonnant comme un serment. Voici la dernière strophe:

Schi chanta lod a quel nos Deis
chi ha udi'ls suspürs dals seis,
ha nossa terr'incurunà
cun la plü nöbla libertà.

Chante, ma terre, et ne soupire!
Dieu (te) connaît dans ton martyre!
Vois: il se plaît à te parer
De la plus noble liberté.

Ce chant a inspiré notre poète Men Rauch à faire un drame portant le même nom, et le chant est le pivot autour duquel tourne l'action de la pièce. Elle a été représentée plusieurs fois sur la belle place de Büglgrond avec ses maisons du 17e siècle. Les acteurs furent des gens du pays, qui ont été parfaitement eux-mêmes. Le village de nos jours a joué le village d'hier. Et le folklore si riche et coloré a été inséré dans la pièce d'une manière heureuse. Indigènes et étrangers ont été impressionnés par le jeu.

Die Zukunft des Rätoromanischen

Kurzvortrag zur Eröffnung der Wanderausstellung «Veta, cultura, lingua» im Waaghaus zu St. Gallen am 14. Mai 1966

Meine verehrten Damen und Herren, stimats Sangallais e Grischuns,
Es mag fast paradox scheinen, über die Zukunft des Rätoromanischen zu sprechen, wenn man bedenkt, dass die meisten Leute den Begriff «rätoromanisch» mit etwas Traditionellem verbinden, etwas Althergebrachtem, der Vergangenheit Verpflichtetem. Sicher hat der Bündner, wohl noch ausgeprägter als der Eidgenosse anderer Stände, einen starken Hang zur Geschichte, ein Wohlgefallen an dem, was auf seiner Scholle gewachsen ist. Er versenkt sich gern in die eigene Überlieferung, in das, was seine Eigenständigkeit ausmacht. Und es ist eine schöne Welt, die sich da dem Zurückschauenden zeigt, ein reicher Schatz von geschaffenem und gesprochenem Gut, von vielfältigem Brauchtum und besonderem Kunstsinn. Auch auswärtige Beobachter waren immer wieder beeindruckt von der Eigenart und Fülle bündnerischer Kulturzeugnisse.

Erstaunlicherweise – so möchte man fast sagen – hat sich im Réduit von Romanischbünden trotz jahrhundertelanger Bedrohung eine eigene Sprache von der Römerzeit bis in unsere Tage zu halten vermocht. Dem aufmerksamen Betrachter wird es aber nicht entgehen, dass heute eine grosse Kluft besteht zwischen dem sprachlich-kulturellen Reichtum und den immer schwieriger werdenden Lebensbedingungen der Bündnerromanen unserer Tage. Der moderne Zeitgeist und der grosse wirtschaftliche Umwandlungsprozess greifen heute an das Mark des Romanischen. Der Rückgang des Bergbauerntums, die alarmierende Entvölkerung der Alpendörfer, wie sie in allen Berggebieten festzustellen ist, trifft besonders hart die romanische Sprache, die eng mit dem Dorfleben verbunden ist und keine städtischen Zentren aufweist. Die Romanen, und was besonders schwerwiegend ist, die jungen Leute, wandern ab in anderssprachige Gebiete, die ihnen eine bessere Existenz bieten. Dort werden sie über kurz oder lang von der sprachfremden Welt aufgesogen. Eine Diaspora, mögen einzelne Glieder noch so treu der Muttersprache ergeben sein und sich für sie einsetzen, vermag auf die Dauer die Sprachgemeinschaft nicht zu erhalten. Ist es nicht bedenklich, dass von den rund 50'000 Romanen[228] ein Drittel nicht mehr

228 Die absolute Bevölkerungszahl ist seit Jahrzehnten fast stationär geblieben, während die Zahl der Deutsch-, Französisch- und Italienischsprachigen Schweiz erheblich zugenommen hat.

im eigenen Sprachgebiet lebt, sondern in Deutschbünden und der übrigen Schweiz? Also ohne romanisches Gemeindeleben, ohne romanische Schule, ohne romanischen Gottesdienst, sich selbst überlassen. Wohl vermitteln ein paar Zeitungen und Periodica, regelmässige Radiosendungen und Vereinsanlässe noch einige Verbindungen zum angestammten Sprachbereich. Doch denken Sie etwa an das Schicksal des kleinen St. Gallers, der in Genf aufwächst! Ich brauche keine weiteren Worte über die Schwierigkeiten in der sprachlichen Diaspora zu verlieren. Das Schicksal des Romanischen hängt von unseren Bergdörfern ab.

Man kann den Romanen nicht vorwerfen, dass sie dieser Entwicklung untätig zuschauen. Schon seit langem müssen sie ihre Sprache verteidigen und sie sind noch nicht kampfmüde geworden. Eine grosse Krise begann vor rund 100 Jahren mit dem Einbruch des Fremdenverkehrs und der durch den Bau von Strassen und Bahnen begünstigten Zuwanderung und Ansiedlung alloglotter (anderssprachiger) Elemente, die sich nicht genügend assimilierten. Der wirtschaftlich unsere Hochtäler belebende Fremdenverkehr hat manche sprachlichen Positionen geschwächt. So ging beispielsweise das alte San Murezzan im nahezu internationalen St. Moritz fast gänzlich auf. Doch gelang es mit grossen Anstrengungen, die sprachzersetzenden Einflüsse der Fremdenindustrie einigermassen aufzufangen. Es ist die Zeit der Gründung von Sprachvereinigungen, die sich 1919 zum Dachverband der «Lia Rumantscha» zusammenschloss. Es ist die Zeit der Besinnung auf das eigene Erbe. Denken wir an die Arbeit der Philologen und Sammler der Volksliteratur (eines Robert von Planta und Caspar Decurtins), welche die grosse Originalität und die Fülle rätoromanischer Sprache und Literatur aufzeigten. Denken wir an den Einsatz der Dichter und Sänger (eines Giachen Caspar Muoth und Peider Lansel, später eines Gian Fontana und Alexander Lozza). Diese rätische Renaissance führte schliesslich zur Anerkennung des Romanischen als vierte Landessprache durch das Schweizervolk im Jahre 1938. Bemerkenswert ist das Aufblühen eines verhältnismässig reichen und vielgestaltigen Schrifttums. Trotz den verlegerischen Schwierigkeiten bei unserer in mehrere Idiome zerfallenden Kleinsprache, hat die literarische Betriebsamkeit bis auf den heutigen Tag angehalten, und es sind neben bekannten und beliebten Schriftstellern erfreulicherweise auch junge Talente da, die bis zu modernsten Ausdrucksformen vorstossen mit manchmal ganz eigenartigen künstlerischen Aussagen. Ein Andri Peer beispielsweise, hat den Anschluss an die heutige europäische Dichtung gefunden unter gleichzeitiger Vertiefung in das Mark der eigenen Sprache.

Aber dieses schöne Aufblühen der Literatur darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, dass nach dem Zweiten Weltkrieg mit den grossen wirtschaftlichen Veränderungen und der alarmierenden Binnenwanderung unseres Volkes der eigene Boden uns mehr und mehr verloren geht. Wir hatten die Gefahren von aussen einigermassen gemeistert, und nun kommt durch den Schwund der Bergbevölkerung und den Zerfall der Dorfgemeinschaften eine innere Aushöhlung, die uns die grössten Sorgen bereitet. Die lebenswichtige Frage lautet: «Wie ist es möglich, die jungen Menschen dafür zu gewinnen, dass sie im Bergdorf ausharren?» Ich kann zum schweren Problem nur folgendes sagen: Naheliegend sind die Bestrebungen zur Sanierung und Stärkung der Berglandwirtschaft. Seit Jahren werden grosse Anstrengungen gemacht, um mit staatlichen und privaten Mitteln in Form von Subventionen, Hilfsaktionen und Patenschaften für bedrängte Gemeinden sowie Beratungen auf manchen Gebieten einzugreifen. Stichwortartig seien genannt: berufliche Ausbildung, Güterzusammenlegungen, Bewässerungsanlagen, Anwendung chemischer Mittel zur intensiveren Nutzung des Bodens, weitgehende Motorisierung der Arbeit als Ersatz für fehlende Arbeitskräfte, Modernisierung und Vergrösserung der Betriebe, Alpmeliorationen, Erstellung von Milchlinien usw. Doch die finanzielle und mechanische Hilfe reicht nicht aus, um die Lage entscheidend zu verbessern. Es gilt, ein Malaise zu beheben, das psychologisch bedingt und schwer zu bekämpfen ist. Eine Schwierigkeit liegt darin, dass der junge Bauer Mühe hat, eine Lebensgefährtin zu finden, die bereit ist, im stadtfernen Bergdorf sich den anstrengenden Arbeiten einer Bäuerin zu unterziehen. Vor einigen Jahren gründete Pfarrer Rico Parli die «scoula da paurs» in Lavin, ein Ausbildungszentrum für Bauern und Bäuerinnen, das unseren besonderen Verhältnissen angepasst ist. Die Schule erfreut sich eines unerwartet grossen Besuches und hat sich schon segensreich ausgewirkt. Ansporn und Belehrung sind auch die romanischen Radiosendungen für die Landwirte, die seit drei Jahren wöchentlich ausgestrahlt werden. Die jungen Bauern sollen aufgeklärt und ermuntert werden, auf rationellere Betriebsmethoden umzustellen, um die Arbeit einträglicher und das Leben im Bergdorf attraktiver zu gestalten. Eine gewisse «Industrialisierung» des vom Dichter besungenen «pur suveran» ist nicht mehr zu vermeiden.

Die Sanierung der Berglandwirtschaft vermag aber nur einen Teil der Bevölkerung im Dorf zurückzubehalten. Durch die Vergrösserung der landwirtschaftlichen Betriebe werden die Kleinbauern verdrängt. Immer weniger Leute finden ein genügendes Auskommen in der Landwirtschaft.

Zusätzliche Verdienste aus Waldwirtschaft, Handel und Gewerbe sowie Fremdenverkehr reichen nicht aus, um alle zu ernähren. Es bedarf auch der Ansiedlung von Industrien, um allen Ansässigen eine Existenz zu geben. Man denkt zunächst an Heimindustrien wie die Holzschnitzerwerkstätten im Unterengadin, die Webstube in Sta. Maria im Val Müstair. Kleinere Betriebe dieser Art lassen sich aber nur mit Schwierigkeiten einführen und bringen keine wesentlichen Veränderungen. Man denkt auch an Erwerbsquellen im Zusammenhang mit den Kraftwerkbauten. Diese Unternehmen der Elektroindustrie bringen den Gemeinden willkommene Einnahmen und den Bewohnern Steuerentlastungen; grössere Verdienstmöglichkeiten bleiben aber auf die Bauzeit beschränkt. Dabei sind gewisse Nachteile nicht zu übersehen. Sie entstehen durch den Wasserentzug sowie harte Eingriffe ins Landschaftsbild und können die Freude am Ausharren im Bergdorf beeinträchtigen. Viel günstiger würde sich die Ansiedlung von Fabriken in den Bergdörfern auswirken, was jedoch nur in Ausnahmefällen gelingt. Es genügt aber, wenn industrielle Unternehmen an zentralen, von den Bergdörfern mit dem Auto leicht erreichbaren Orten sich niederlassen. Als Beispiel seien die Tuchfabriken in Trun und die Emser Werke in Domat/Ems genannt. Ein Autobus der Emser Werke verkehrt regelmässig bis in die abgelegenen Dörfer des Lugnez. Allein von der Gemeinde Villa, die rund 400 Einwohner zählt, fahren rund 30 jüngere Leute täglich zur Arbeit in die Fabrik und kehren abends nach Hause. So hat sich die wirtschaftliche Lage von Villa gebessert. Leute mit ehemals ungenügendem Einkommen haben heute eine solide Existenzbasis. Man kann hier von einem Rückgang des Bauerntums, nicht aber der Bevölkerungszahl sprechen, von einer Veränderung der Bevölkerungsstruktur, nicht jedoch von einem Verlust an Substanz. Wertvolle Impulse können von Lehrwerkstätten ausgehen. Eine kürzlich von einer Unterländer Firma in Disentis/Mustér gegründete Lehrwerkstätte öffnet jungen Leuten den Weg zur Industrie. Man erhofft sich daraus eine industrielle Belebung des ganzen Tales.

Nun hat man sich zu fragen, welche Auswirkung diese strukturellen Veränderungen der Wirtschaft auf die Sprache haben. Früher war von besorgten Romanen zu hören, jede Industrialisierung sei für das ganz mit dem Bauerntum verbundene Romanische eine Gefahr. Heute aber ist man zur Auffassung gelangt, die romanische Bewegung dürfe nicht gegen die Industrialisierung, sondern müsse mit ihr für die Erhaltung der Sprache kämpfen. Gelingt es, die Menschen für das Verbleiben im Dorf zu gewinnen, wie im erwähnten Beispiel von Villa im Lugnez, so nimmt das Romanische keinen

nennenswerten Schaden. Müssen aber die Leute in mehrheitlich anderssprachige Gebiete umsiedeln, gehen sie über kurz oder lang dem Romanentum verloren. Es gibt glücklicherweise Unternehmen, die auf Ansuchen der «Lia Rumantscha» die sprachlichen Momente berücksichtigen und finanzielle Mittel einsetzen, um dem durch massive Industrialisierung gefährdeten Romanentum zu helfen. So unterstützen die Emser Werke seit etlichen Jahren die romanische Kleinkinderschule in Domat, diese wertvollen «Romanisierungsanstalten» für Kinder anderssprachiger Zuzügler. In ähnlicher Weise subventioniert die Stadt Zürich jährlich die «scolettas» im Bereiche der Kraftwerke des Oberhalbsteins.

Wir möchten hier betonen, dass die sprachlichen Probleme eng mit den wirtschaftlichen Verhältnissen verflochten sind. Die «Lia Rumantscha» mit ihrem derzeitigen Präsidenten Pierin Ratti und ihrem Sekretär Giachen Casaulta, macht die grössten Anstrengungen, um die von Bund und Kanton zum Sprachschutz gewährten Mittel möglichst intensiv und wirkungsvoll einzusetzen. Ihr Aktionsprogramm gliedert sich in zwei Hauptteile, dem Programm für das stark gefährdete Gebiet von Ilanz bis Zuoz, also vor allem Mittelbünden, und jenem für die sprachlich gesünderen Gebiete, dem Bündner Oberland, Unterengadin und Münstertal. Der Akzent liegt im gefährdeten Gebiete in der Pflege und Betreuung der romanischen Kleinkinderschulen, wo den Kleinsten Gelegenheit geboten wird, mit dem Romanischen vertraut zu werden. Die Erfahrungen, die man mit dieser Spracherhaltungsmethode gemacht hat, sind teilweise recht gut. Doch ist der Erfolg dieser vor 20 Jahren begonnenen und immer weiter ausgedehnten Aktion abhängig von der Fortführung des Romanischen in den Primarschulen. Da bleibt der «Lia Rumantscha» noch sehr viel zu tun. Das neue Bündner Schulgesetz gibt die Möglichkeit, Romanisch neben dem Deutschunterricht zu führen. Neben dieser speziellen Aktion im sprachlich kranken Mittelbünden seien noch einige Aufgaben genannt, welche sich die «Lia» für das gesamte romanische Gebiet gestellt hat, also auch für dort, wo Gemeinde, Kirche und die ersten Schuljahre noch romanisch sind. In den oberen Klassen, Sekundarschulen und der Kantonsschule in Chur wird das Romanische noch als Sprachfach gepflegt. Seit ihrer Gründung entfaltet die «Lia» eine rege verlegerische Tätigkeit, von welcher die grossen Wörterbücher und Grammatiken ein beredtes Zeugnis ablegen. Dass die Herausgabe von Jugendschriften nicht vernachlässigt wird, zeigt die lange Liste dieser Erscheinungen. Wichtig ist die Assimilation der Zugewanderten. Diese wird durch Romanischkurse im ganzen Land erleichtert. Auch dem Theater, je-

nem wichtigen kulturellen Träger im Leben des Dorfes, kommt eminente Bedeutung zu. Es hat denn auch seit seiner bewussten Pflege eine Wandlung durchgemacht, die Gutes erhoffen lässt. Nicht minder wichtig sind die tatkräftige Förderung des literarischen und musikalischen Schaffens, die Organisation von Vorträgen, die Erwachsenenbildung.

Es geht darum, das Selbstbewusstsein der Romanen zu stärken. Es geht auch darum – und das ist bei unserer so komplizierten idiomatischen Vielfalt und unserem angeborenen Individualismus und Partikularismus besonders schwierig – das Einigende in der Vielfalt zu betonen und dadurch die Kräfte der «Rumantschia» zusammenzuschliessen zu grösserer Abwehrkraft. Es kann uns mit Zuversicht erfüllen, dass man heute immer mehr versucht, über regionale Schranken einander näherzukommen. Die Radiosendungen von Tista Murk mit der alternierenden Verwendung der Idiome haben schon dazu beigetragen, dass man sich besser versteht. Was uns besonders freut, ist, dass die Jungen und Studenten zusammen marschieren wollen. Ich denke an die gemeinsame Zeitschrift der Studenten «Il corv e la Talina», an die Zeitung für die Jungen «Il Giuven Grischun» mit Beiträgen aus allen Idiomen. Ein schönes Zeugnis des Einsatzes ist die Wanderausstellung, die von der Studentenvereinigung «Romania» vor drei Jahren zum 25-jährigen Jubiläum der «Quarta lingua» geschaffen wurde und die Sie jetzt sehen werden. Sie ist ein Bekenntnis zu unserem kulturell reichen Land, will aber auch die Probleme unserer Tage aufzeigen und Verständnis für die Schwierigkeiten unserer sprachlichen Minderheit wecken. Sie will im heutigen Umbruch der Zeit ein Ansporn sein für eine mutige Gestaltung der rätoromanischen Zukunft. In der Ausstellung werden Sie einen Satz lesen von unserem Schriftsteller Cla Biert, der mit seinem Roman «La müdada» tief in die Problematik und die Veränderung des Bauerndorfs hineingegriffen hat: «I less homens, homens giuvens chi sgombran, chi fan la rumida, uschigliö va tuot a giperi.» (Junge Männer braucht's, die aufräumen und zum Rechten sehen, sonst geht alles zugrunde.)

Meine Damen und Herren, ich komme zum Schluss. Über die Zukunft des Rätoromanischen kann ich keine Prophezeiungen aufstellen. «Tü nu poust ingiuvinar, co l'avegnir grataja», du kannst nicht erraten, wie die Zukunft gelingt, sagt Peider Lansel. Als vor 75 Jahren der Bündnerverein St. Gallen gegründet wurde, hätten die wenigsten dem Rätoromanischen noch 75 Jahre Lebensdauer vorausgesagt. Damals war man in dieser Hinsicht pessimistisch. Auch der schweizerdeutschen Mundart gab man keine grossen Chancen. Aber die gewaltige Entwicklung der Wissenschaften und der

Technik, die umwälzenden Veränderungen in der Gesellschaft und Wirtschaft haben in verantwortungsbewussten Kreisen eine tiefe Besinnung auf das Eigene gebracht. Es kam der Heimatschutz, der Naturschutz, der Sprachschutz, der für das Weiterbestehen der viersprachigen Schweiz und damit eines Grundelementes unseres Landes ist. Wir haben Vertrauen in die Wurzeln unseres Staates, in die Einsicht der Miteidgenossen und Mitbündner deutscher und italienischer Zunge. Sie haben auch zu kämpfen, die tapfere «Pro Grigioni Italiano» und die rührige «Walservereinigung». Der gemeinsame Kampf für die Erhaltung schweizerischer Erbgüter gibt uns Mut, den Glauben an unsere schöne Sprache nicht zu verlieren.

Gestatten Sie mir zum Schluss, noch eine persönliche Erinnerung anzubringen. Als Sohn romanischer Eltern aus dem Engadin bin ich in St. Gallen geboren und aufgewachsen und habe hier die Schule bis zur Maturität durchlaufen. Ich liebe diese Stadt und fühle mich vielen Lehrern und Freunden zu Dankbarkeit verpflichtet. Ich habe aber auch freudig das Romanische gepflegt. Vor etwa 50 Jahren spielte ich als kleiner Knirps im Bündnerverein romanisches Theater. In unserer Wohnung an der Singenbergstrasse befand sich das Büro des «Dicziunari rumantsch grischun», des grossen Wörterbuchs und Lexikons der rätischen Sprache und Kultur, das von meinem Vater Chasper Pult neben seiner Professur an der Handelshochschule betreut wurde. Die Schulbehörde zeigte dafür Verständnis und gewährte manche Entlastung zugunsten des wissenschaftlichen Werkes, das auch ein gewisses Licht auf die Sprachgeschichte der ehemals romanischen Teils des Kantons St. Gallen wirft. Das heute weit über die Schweiz anerkannte Werk – von dem Sie Exemplare an der Ausstellung sehen werden – schreitet schön vorwärts unter der derzeitigen Redaktion von Andrea Schorta und Alexi Decurtins in Chur. Im früheren Büro in St. Gallen sah ich schon als Kind die grossen Zettelsammlungen und manche Dokumente. Ich hörte Menschen aus Romanischbünden ein- und ausgehen. Im Zeichen dieser Verbindung von St. Gallen und Graubünden wuchs ich auf. Sie können sich vorstellen, dass es für mich heute eine besondere Freude ist, die romanische Wanderausstellung in meiner Geburtsstadt zu eröffnen. «Eviva San Galla, eviva la Grischa».

Charakter des rätoromanischen Volkes

Vortrag an der 5. Alpenländischen Schriftstellerbegegnung
Passugg, 7. September 1968
Neue Bündner Zeitung, Chur, 11. September 1968

Herr Präsident, verehrte Damen und Herren,
Schriftsteller und Freunde alpenländischer Art!
Ich habe die Aufgabe, einen kurzen Vortrag über den «Charakter des rätoromanischen Volkes» zu halten. Das ist kein leichtes Unterfangen. Die meisten von Ihnen kennen weder Sprache noch Dichtung dieses Bergvolkes. Zwar wurden Sie gestern zu Beginn Ihrer Tagung in Passugg über «Die rätoromanische Welt» durch ausgewiesene Fachkenner wie Gion Deplazes, Pierin Rauch und Tista Murk orientiert. So haben Sie einen Einblick in diese der Nivellierung trotzende Alpensprache erhalten.

Romanischbünden (um diesen hier geläufigen Ausdruck zu verwenden) ist trotz seiner Eingeschränktheit in den Alpen und seiner geringen Bevölkerungszahl (nicht einmal 50'000 Menschen) ausserordentlich vielgestaltig und verschiedenartig. Graubünden, das Land der 150 Täler, wie es gerne genannt wird, mit seinen stets wechselnden Bildern, ist landschaftlich und sprachlich stark zerklüftet und auch der Charakter, die Wesensart und Geisteshaltung der verschiedenen Tal- und Dorfbewohner lässt sich kaum auf einen gemeinsamen Nenner bringen und sich deutlich von den anderssprachigen Nachbarn abheben. So muss ich mit einer negativen Feststellung beginnen. Dieses Volk hat kein einheitliches Gepräge. Der deutsche Romanist Karl Vossler sagte einmal treffend von Graubünden: «In dieser von Bergen umhegten und von Tälern zerrissenen Welt treiben die Ausdrucksformen des menschlichen Geistes, wenn sie Licht und Freiheit suchen, in die Höhe, wenn sie nach Bindung und Sicherheit trachten, in die Tiefe. Ins Breite und Gemeinsame führt hier kein natürlicher Weg, kein echter Trieb.»

Und doch, meine Damen und Herren, wollen wir versuchen, wenigstens einige typisch bündnerromanische Züge herauszufinden, oder wir wollen etwas weiter gehen und bündnerische Züge sagen. Denn die heutigen Deutschbündner sind zu einem beträchtlichen Teil germanisierte Rätoromanen, vor allem im Churer Rheintal, Schanfigg und Prättigau, die erst in den letzten Jahrhunderten deutschsprachig wurden. Und auch die Italienischbündner stehen den Rätoromanen sehr nahe, besonders das Bergell mit seiner rätolombardischen Mundart.

Die ethnische Substanz, die völkische Grundlage des heute dreisprachigen Kantons Graubünden darf grösstenteils als rätisch bezeichnet werden. Einflüsse von aussen waren gering. Das Alpenvolk der Räter hat trotz der vor 2000 Jahren beginnenden Romanisierung und der damit verbundenen Christianisierung viel von seinem Charakter bewahrt. Ist es nicht bezeichnend, dass es sogar eine eigene rätoromanische Kirchenterminologie schuf? Die Stürme der Völkerwanderung drangen nicht in unsere Täler. Rätische Wesenszüge blieben durch die Wirren des mittelalterlichen Europas erhalten. Ja es gab einen sozusagen unabhängigen rätischen Kirchenstaat mit Chur als Zentrum. Auch die Herrschaft der Franken und die Einwanderung deutschsprachiger Feudalherren und Zuzüger vermochte das Rätoromanentum in den Bergtälern nicht so stark zu erschüttern. Ein grosser Einbruch allerdings bedeutete die Einwanderung der freien Walser in unsere höchsten, teils unbewohnten Täler, in «die wilden Hohinen», seit dem Ende des 13. Jahrhunderts. Diese merkwürdige inneralpine Wanderung aus dem Oberwallis brachte einen frischen Schuss alemannischen Blutes in unser Land und gab der Germanisierung Auftrieb, indem die Walser sich mitten in rätoromanischen Gegenden niederliessen, während die deutsche Sprache auch vom Rheintal heraufdrang. Doch sind die Walser wie die Rätoromanen ein ausgesprochen alpines Volk, so dass sie sich trotz der Verschiedenheiten ziemlich reibungslos nebeneinander in Graubünden einlebten und zusammen den «Freistaat der Drei Bünde» schufen, der mit der Zeit den Namen Graubünden annahm. Daneben wurden in gehobener Sprache auch Namen wie «Alt Fry Raetien» verwendet, und der Chronist Aegidius Tschudi nennt unser Land mit den seltsam schönen archaischen Worten «Die urallt wahrhafftig Alpisch Rhetia». Es war ein lockeres Staatsgebilde mit urdemokratischen Formen, wesensverwandt mit der alten schweizerischen Eidgenossenschaft. Die Glaubenserneuerung der Reformation erfasste fast ganz Deutschbünden und Teile von Romanisch- und Italienischbünden. Sie brachte den Romanen die schriftliche Fixierung und Stärkung der eigenen Sprache. Ethnisch gab es keine grösseren Veränderungen bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, als der bündnerische Freistaat, der schon lange der Eidgenossenschaft zugewandt war, sich ihr endgültig anschloss und zum schweizerischen Kanton wurde. Damit öffneten sich die Tore wirtschaftlich und kulturell immer mehr gegen Norden, gegen die deutsche Schweiz. Der Liberalismus brachte das Recht der freien Niederlassung. So mischten sich mit dem zunehmenden Verkehr, begünstigt durch den Bau der Strassen und Eisenbahnen und den immer stärker sich entwickelnden Tourismus, frem-

de Elemente mit unserem Volk. Das berühmt gewordene «Ferienland Graubünden» brachte nicht nur Gäste aus allen Ländern, sondern auch neue Ansiedler, die sich nicht mehr an die Umwelt und alte Sprache des Landes assimilierten. Trotz dieser heute anhaltenden Entwicklung ist die Binnenwanderung und Bevölkerungsmischung in Graubünden wohl noch weniger stark als in anderen Gegenden der Schweiz, so dass man heute noch «grosso modo» von einem Bündnertyp sprechen kann. Der aussenstehende Schweizer empfindet jedenfalls den Bündner als besonderen Menschen, einerlei ob er rätoromanisch, deutsch oder italienisch spricht.

Ich will versuchen, zuerst das Aussehen, körperliche Merkmale und dann Veranlagung, Verhaltungsweise dieses Menschenschlags ein wenig zu beschreiben. Der Bündner ist ein mittelgrosser bis gross gewachsener Mensch von eher kräftiger Gestalt, mehr dunkelhaarig als blond, mit markanten, oft durch Sonne und Frost gebräunten Gesichtszügen, mit ruhigem, weitschauendem Blick, in dem eine gewisse Schicksalsergebenheit liegen kann, die dem Bauern ein weises Lächeln verleiht und den Augen der Mädchen einen träumerischen Schimmer gibt. Der Bündner ist bodenständig, bedächtig, langsam, eher ernst, doch von starker, meist verhaltener Leidenschaft. Aber wehe, wenn sie ausbricht, etwa in politischen Auseinandersetzungen. Man denke an die Bündner Wirren, an die Gestalt eines Jürg Jenatsch! Man erlebt immer wieder solches Aufflackern der Leidenschaften. Der Bündner ist aber kein «ungeschlachter Älplertyp», sondern hat oft höfliche, beinahe städtische Umgangsformen. Er zeigt Würde und Vornehmheit im Umgang mit Menschen, eine gewisse Leutseligkeit, Flexibilität und Sinn für Anpassung und Diplomatie, die durch die Kenntnis mehrerer Sprachen erleichtert wird. Besonders bei den Frauen fallen die feinen häuslichen Manieren auf, die eine reiche, traditionsbewusste Familienkultur widerspiegeln. Man sagt vom Bündner, er vereinige nordischen Ernst und Tüchtigkeit mit südlichem Temperament, Geschmeidigkeit und Formsinn. Mehr auf östliche Einflüsse weist die Schicksalsergebenheit und Gelassenheit, die ihm nachgesagt wird.

Damit, meine Damen und Herren, bin ich schon bei bündnerischen Charakterzügen angelangt, auf die ich in der Folge noch weiter eintreten werde. Sie werden dabei manches heraushören, das auch für andere Alpenvölker, wie Innerschweizer, Bayern, Tiroler, Kärntner, Slowenen typisch ist und auf mannigfaltige Übereinstimmungen hinweist, so dass man von einem «alpinen Menschen» sprechen darf, der stark durch die Gebirgsnatur und das Leben in den Bergen geformt wurde und der anders ist als der Mensch der

Ebene, wie Herr Dr. Hermann Holzmann gestern so eindrücklich gezeigt hat. Manche seiner Ausführungen werden Sie heute bestätigt finden.

Etwas hat unser rätisches Volk allen anderen voraus. Es ist nur in den Alpen beheimatet, während deutsche, französische, italienische und andere Sprachgemeinschaften sich über Hoch- und Tiefländer ausdehnen. Die Rätoromanen aber sind durchweg Alpenromanen. Ihre Sprache ist eine Alpensprache. Ihr Charakter ist ein alpiner Charakter. Ihre Welt gründet sich auf dem Bergbauerntum.

In der 1. August-Nummer der Neuen Bündner Zeitung fand ich von ungenanntem Autor eine, wie mir scheint, treffende Kennzeichnung des Berglers, die ich Ihnen zitieren möchte: «In der Tat ist der Charakter des Berglers weitgehend von der Landschaft geprägt, in der er lebt. Sie macht ihn zäh, aber auch eigensinnig; sie macht ihn mutig, aber auch misstrauisch. Wer einmal als Unterländer längere Zeit im Gebirge gelebt hat, wer nicht nur bei kurzem Ferienaufenthalt die Einheimischen oberflächlich kennen lernte, der weiss, wie schwierig es ist, mit den Gebirgsbewohnern in näheren Kontakt zu kommen; er weiss aber auch, wie eng dieser Kontakt sein kann, wenn er das Vertrauen des Berglers gewonnen hat. Er weiss, wie verschlagen etwa der Bergbauer sein kann, er weiss aber auch, wie treu er ist gegenüber demjenigen, den er als Freund erkannt hat. Die schönen und weniger schönen Charakterzüge des Berglers haben ihre Wurzeln allein in den durch die Natur gegebenen Umständen. Wer sozusagen unter den Lawinen wohnt – gegen die es einen vollkommenen Schutz nicht gibt –, der weiss wohl, sich mit dem Unabänderlichen abzufinden; der weiss aber auch, den Kampf gegen dieses Unabänderliche immer wieder von neuem aufzunehmen. Daher die Schicksalsergebenheit, aber auch der zähe Kampfeswille des Berglers [von dem die Geschichte viele Beispiele gibt; in unserm Fall erwähne ich den «furor Raeticus», dem Christian Padrutt in seinem Werk «Staat und Krieg im alten Bünden» ein Kapitel widmet]. Wer in engen Tälern wohnt, die meist nur über hohe Pässe oder durch enge Schluchten den Weg nach aussen freigeben, dem wird die kleine Heimat zur grossen Welt, die so viele Probleme stellt, dass die Probleme der anderen daneben kaum mehr wichtig scheinen. Daher der Eigensinn des Berglers, der sich oft genug zu reiner Starrköpfigkeit gegenüber übergeordneten Instanzen ausweitet. [Der harte Bündnerschädel ist ja bekannt geworden. Doch hörte ich letzthin auch, wir hätten wohl harte Köpfe, aber weiche Herzen! Typisch ist das Misstrauen gegenüber dem Fremden, gegenüber dem Neuen.] Daher auch

der ausgeprägte Sinn für das übernommene Gut, das man nicht leichthin gegen etwas weggibt, dessen Gehalt man nicht kennt.»[229]

Nach diesem allgemeinen Portrait des Berglers will ich auf einzelne Charaktereigenschaften eintreten, die beim Bündner und besonders beim Rätoromanen hervorstechen. Ich beschränke mich nun, so weit das möglich ist, auf den rätoromanischen Volkscharakter. Da nenne ich zuerst das zähe Festhalten am eigenen Gut, den Sinn für den ererbten Besitz, für Grund und Haus, Familie, Wappen, Tracht, Überlieferung, die Verbundenheit mit der eigenen Scholle, die Heimatliebe, und für die Ausgewanderten das Heimweh. Im berühmten Lied des «pur suveran» von Gion Antoni Huonder heisst es: «Das ist mein Fels, das ist mein Stein, drauf setz ich meinen Fuss. Ererbt habe ich es von meinem Vater und muss niemandem dafür danken.»

Quei ei miu grepp, quei ei miu crapp,
Cheu tschentel jeu miu pei,
Artau hai jeu vus da miu bab,
Sai a negin marschei.

Diese Schollentreue und das stolze Selbstbewusstsein haben wesentlich dazu beigetragen, dass die seit Jahrhunderten in ihrer Existenz bedrängte rätoromanische Sprache bis auf den heutigen Tag erhalten blieb. Das mutet fast wie ein Wunder an. Wie lange aber die Kräfte andauern, um der fast unaufhaltsamen Nivellierung zu trotzen, wird die Zukunft zeigen. Manche kehren der Muttersprache den Rücken. Es fehlt aber nicht am Willen und tatkräftigen Einsatz von Vereinen, Institutionen und einzelnen Persönlichkeiten, die die Sprache pflegen, das Schrifttum, Schule, Radio, Theater, Gesang. Auch in der Politik und im Wirtschaftsleben wirken einsichtige Männer für die Erhaltung des Romanentums. Über die Anstrengungen der oberen Organisation, der LR, wurden Sie gestern aufgeklärt.

Sehr ausgeprägt ist bei uns der Individualismus. Ein Sprichwort sagt das deutlich: «Besser einen Schweinetrog allein besitzen als ein Haus zusammen mit andern» – «Meglder ün bügl da pierch sulet co üna chasa insembel». Individualismus, Bedürfnis nach Unabhängigkeit, Drang zur Freiheit. «Libertà» ist das grosse Wort, mit dem jede Strophe der ergreifenden Freiheitshymne von Martinus ex Martinis ausklingt, die vor über 300 Jahren

229 Anmerkung des Herausgebers: Originalzitat aus der Neuen Bündner Zeitung vom 1. August 1968, aus dem Artikel «Land der Berge», mit Einschüben von Jon Pult.

bei der Erlangung der Freiheit des Unterengadins geschaffen wurde: «Allen Ländern und Völkern schenkt Gott von seinen Gaben aus. Aber das wichtigste ist, wenn Gott sein heiliges Wort in Freiheit gibt.»

A tuots pajais e naziuns
Parta Deis oura da seis duns,
Mo'l principal ais cur Deis dà
Il seis sonch pled cun LIBERTA.

Ein tiefer, starker Freiheitssinn, der manchmal unbändig werden kann und oft zur Rechthaberei führt, zu der schon erwähnten Starrköpfigkeit. Ein Redner warf uns einmal die Worte zu: «Hart ist das Gestein Eurer Berge, aber noch härter sind Eure Schädel!» Aber deshalb haben wir noch Menschen mit sehr profilierten Zügen, Originale, Eigenbrötler, Käuze in unseren Dörfern, an denen die nivellierenden Einflüsse des modernen Lebens abprallen. Aber der schrankenlose Individualismus, so köstlich er manchmal erscheinen mag, ist nur zu oft ein schwerer Hemmschuh bei wohlgemeinten Zielen, selbst bei der romanischen Sprachbewegung, die immer wieder an inneren Kämpfen und idiomatischen Zersplitterungen zu leiden hatte und sich den «Luxus» von fünf verschiedenen Schriftsprachen leistete. Eine einheitliche Schriftsprache blieb ein Wunschtraum. Heute vereinigen sich die verschiedenen Rätoromanen wenigstens am Radio, sie sprechen häufiger miteinander, hören sich gegenseitig und lernen sich besser verstehen. So dient dieses Massenmedium, das unsere Dörfer mit deutscher Sprache überflutete und für das Romanische gefährlich wurde, einer allmählichen romanischen Annäherung.

Stark entwickelt ist bei uns das Gerechtigkeitsempfinden, der Sinn für die Gleichberechtigung aller und die Sorge für eine geregelte Gemeinschaft des Dorfes. Sozusagen jedes Dorf hatte seine Satzungen und Verordnungen, die sehr streng über die Dorfordnung wachten. Diese seltsam anmutende Strenge bildet einen Ausgleich zum zügellosen Freiheitsdrang des Einzelnen, ein notwendiges Opfer für die Gemeinschaft. Es geht um die Solidarität mit den Mitmenschen im Dorf, doch nur im Dorf, nicht weiter. Die Gemeinde ist der Staat. Die Gemeinde ist das magnetische Zentrum der rätischen Kultur, und noch heute wird die Gemeindeautonomie gegenüber dem Kanton und der Eidgenossenschaft eifersüchtig behütet, in einem Mass, wie es sonst in der Schweiz und Europa kaum mehr bekannt ist. Das hat heute schwere Nachteile und mag anachronistisch erscheinen, aber Romanisch-

bünden hat nur Dörfer, keine städtischen Zentren. Als die Stadt Zürich die Kraftwerke in Marmorera und im Bergell bauen wollte, musste sie mit den kleinen Gemeinden allein verhandeln. Gemeinsame Besprechungen mit Vertretern mehrerer Dörfer waren nicht genehm.

Ich möchte noch einige Charakterzüge kurz streifen, die mir typisch für die Rätoromanen scheinen. Da ist einmal die Zurückhaltung zu erwähnen, die Reserve, das Abwägen, das Warten, man sprach nicht ganz richtig vom Bündner Phlegma. Es ist mehr eine Neigung zur Schwere, ein Schwergang des Gemütes. Das äussert sich in der Verhaltenheit der Gefühle, der Wortkargheit, der Verschlossenheit. Eine Redensart lautet: «Nicht einmal der Herrgott weiss, was ein Bündner denkt» – «Gnanca il Segner nu sa che chi s'impaissa ün Grischun». Es hängt natürlich davon ab, wo der Rätoromane sich befindet. Unter seinesgleichen tritt er leichter aus sich heraus und kann, wie schon gesagt, temperamentvoll werden, witzig, angriffig. Dem Fremden fällt auch das lebhafte Gebärdenspiel auf. Aber nach aussen schliesst er sich gerne ab oder gibt sich in weiser Zurückhaltung. Das wird ihm etwa als Stolz ausgelegt, als aristokratisches Gehabe, dürfte aber eher ein Deckmantel für eine innere Unsicherheit sein, für eine Art Minderwertigkeitskomplex des Rätoromanen gegenüber Vertretern grösserer Sprachen.

Das führt uns noch zu einer charakteristischen Eigenschaft, zur Empfindlichkeit, Reizbarkeit, Verletzbarkeit, ins Churerdeutsche übertragen: «i khuma verruckt». Auch diese leichte Erregbarkeit ist ein Merkmal von Bevölkerungen, die sich in der Minderheit fühlen, beispielsweise der Neger in den Vereinigten Staaten. Ein ihm zugefügtes Unrecht kann der Bündnerromane nur schwer verzeihen, aber nie vergessen!

Wir finden auch viel Ehrgeiz, Missgunst und Neid. Man sagt scherzweise der «Neid» sei der älteste Bürger Graubündens.

Nach diesen eher negativen Zügen sei noch etwas Lebensbejahendes angeführt, die Freude an schönen Formen, ein Kunstsinn, eine schöpferische Begabung, die sich auf verschiedenen Gebieten äussert. Ein augenfälliger Zeuge unserer Sonderkultur ist das eigenartige Engadinerhaus mit seiner kunstvollen Innenausstattung, Möbeln, Werkzeugen, Trachten. Auch eine Freude am Festen, an Brauchtum, Gesang, Volkstheater und Tanz. Die Tanzlust der Engadiner ist bekannt. Auch Freude an Tafelgenüssen, Spiel, Neckerei, Scherz. Die Romanen haben unter sich mehr Humor als die Aussenstehenden ahnen.

Freilich ist auch zu sagen, dass, im Gegensatz dazu, ein Hang zum Schwermütigen festzustellen ist, der sich etwa in melancholischen Volkslie-

dern eigenartiger Prägung äussert, die weder an italienische noch deutsche Lieder erinnern, in gewissen Fällen eher slawische Züge aufweisen. Hier kommen wir zum elegischen Grundgefühl, das Herr Holzmann erwähnte, als er von den Ladinern, dem Volk der «leidvollen Schönheit» und von der «tristezza interna» sprach. Dass diese Menschen in der Verlassenheit der Berge, in der Einsamkeit der grossen und harten Alpenwelt, ganz sich selber überlassen, oft tief mit der Religion verbunden sind, dürfte nicht Staunen erregen. Ebenso ist es nicht verwunderlich, dass diese mit der Bergnatur verhafteten Menschen manchmal einen Drang nach der Fremde spüren, nach dem Abenteuer. Sicher war und ist die starke Auswanderung eine wirtschaftliche und soziale Notwendigkeit. Wir denken an die Söldner und emigrierten Handwerker und Handelsleute, vor allem Drogisten, Zuckerbäcker und Cafetiers. Doch spielte wohl auch ein Bedürfnis nach Ferne und Weltweite eine Rolle. Durch unsere Täler und über unsere Pässe zogen seit je viele Menschen. Da lag die Versuchung nahe, mitzuziehen. Graubünden hat viele Pässe und Strassen, die seit alter Zeit begangen wurden. Von Graubünden fliessen die Wasser in drei verschiedene Meere: Nordsee, Adria und schwarzes Meer. Das bewirkte neben der Häuslichkeit auch eine gewisse Weltoffenheit. Die Rätoromanen sind nicht nur konservativ, sondern auch aufgeschlossen gegenüber Forderungen der neuen Zeit. Treue zum Althergebrachten einerseits und offenes Abwägen, Aufnehmen und Verarbeiten neuer Anregungen andererseits, das gab und gibt der rätischen Kultur eine Spannkraft, die sie lebendig erhält; und das Zusammenleben verschiedener Sprachen im gleichen Kanton schafft gesunde, Leistung steigernde Spannungen.

Das sind, meine Damen und Herren, ein paar Beobachtungen über meine eigenen Landsleute, über die Psychologie der Rätoromanen in ihrer Komplexität und ihren Gegensätzen. Aussenstehende würden vielleicht etwas anders sehen und die Akzente anders setzen. Doch müssten sie tiefer forschen als der unbekümmerte Frankfurter Romanist Friedlieb Rausch, der vor 100 Jahren die erste Geschichte des rätoromanischen Volkes «mit einem Blick auf Sprachen und Charakter desselben» herausgab, ohne je in unserem Land gewesen zu sein! Ich versuchte, für die in Le Havre erscheinende «Revue de psychologie des peuples» einen Essay über die «Psychologie der Bündner» zu schreiben, eine Charakteranalyse zu geben, bin mir aber bewusst, dass ich nur ein paar Aspekte zeigen konnte. Um tiefer in die Materie einzudringen, müsste man unser reiches Schrifttum und die Volksliteratur danach untersuchen. Eine wahre Fundgrube für das Studium der Volkspsy-

chologie ist der «Dicziunari rumantsch grischun», das grosse Lexikon rätoromanischer Sprache und Kultur, von dem bis heute vier dicke Bände (die Buchstaben A bis C) erschienen sind. Hier in Chur befindet sich dieses rätische Sprachinstitut, das gleichzeitig ein Forschungszentrum für allgemeine alpine Kultur genannt werden darf.

Zum Schluss, meine Damen und Herren, Schriftsteller aus Alpenländern, noch einen Ausblick auf unsere Literatur. Herr Deplazes hat gestern in seinem ausgezeichneten Aperçu einiges darüber gesagt. Er hatte es nicht leicht. Er ist selber Dichter. Ich könnte noch die Stimme eines Nicht-Rätoromanen anführen, des tessinischen Literaturprofessors am Polytechnikum in Zürich, Guido Calgari, der in seiner kürzlich erschienen Geschichte der vier Literaturen der Schweiz, die zwar Mängel enthält, dem Rätoromanischen einen grossen Raum widmet und darlegt, dass den Rätoromanen eine erstaunlich reiche Begabung eigen sei, die sich in der Lyrik, der Novellistik und der Epik äussert. Im dichterischen Schaffen lasse sich eine Kontinuität wahrnehmen, die angesichts der Kleinheit des Landes etwas Wunderbares habe. Die sensibelsten Dichter der jungen Generation bemühen sich im Geiste unserer Zeit, grössere, weitgespannte Themen des modernen Menschen aufzugreifen, sich den geistigen und künstlerischen Begegnungen unseres zwanzigsten Jahrhunderts anzuschliessen. Aber – so möchte ich weiterfahren – unter Vertiefung ins Mark der eigenen Sprache. Die ist so unverbraucht und schön.

Leider bleibt Ihnen unsere Sprache verschlossen, und der Weg der Übersetzung ist nur ein Notbehelf. Trotzdem hören Sie jetzt Proben von Cla Biert und Theo Candinas. Sie werden etwas von unserer Eigenart heraushören. Bei Cla Biert die Spannung zwischen der Verbundenheit mit der Erde und der Sehnsucht nach der Weite, die sich über die Berge hinaushebt. Sie werden etwas spüren vom Hin- und Hergerissensein des alpinen Menschen unserer Tage, zwischen der Verwurzelung im Boden und den Mächten der Gegenwart. Unsere ästhetisch nicht geschulten Leute haben manchmal Mühe mitzukommen. Aber die Jungen verstehen unsere Dichter.

Zum Ausklang lese ich Ihnen ein kleines Beispiel alpenländischer Dichtung von heute, ein kurzes unveröffentlichtes Gedicht von Andri Peer, das ich vor wenigen Tage erhielt. Es führt uns in das schöne Fextal mit dem friedlichen Kirchlein, das wohl manche von Ihnen kennen. Aber es ist kein liebliches idyllisches Gedicht, sondern die Stimme eines Menschen unserer Tage in den Bergen. Ich lese zuerst eine deutsche Übertragung und nachher zum Abschluss das Original.

Fex

Die Berge mit ihren
gehämmerten Flanken
und ihren schneidenden Graten
würden mir beinahe
Angst einjagen
ohne dich, Kirchlein.
Du stehst da,
gebaut aus gleichem Gestein,
und erhebst deine Spitze
über den Stunden,
die langsam zerbröckeln.

Fex

Las muntognas cun lur costas
martelladas
e lur fils tagliaints
am fessan bod temma
sainza tai, baselgina.
Tü stast qua davant sü,
fatta da l'istess crap,
ed alvaintast teis piz
sur l'ura sfricluossa.

Plauderei über den Sprichwortschatz des Engadins

Beinwurstabend der Zofingia Raetia am 19. Januar 1985 im Hotel Stern, Chur

Verehrte Zofingerfreunde, chars amis zofingians!
Unser Präsident hat mich ersucht, diesen Beinwurstabend mit etwas Rätoromanischem zu würzen. Das ist insofern sinnvoll, als wir dieses Jahr das Jubiläum «2000 Jahre Raetoromania» feiern. Es sei nur kurz in Erinnerung gerufen: 2000 Jahre sind vergangen, seit unser Land Rätien durch den römischen Feldzug von Drusus und Tiberius, den Stiefsöhnen von Augustus, erobert und im Anschluss daran romanisiert wurde. Das geschah 15 vor Christus, und wir zählen jetzt das Jahr 1985.

Die Geschichte des alten vorrömischen Rätien ist noch in Dunkelheit gehüllt. Über die sprachlichen Verhältnisse wissen wir recht wenig. Neben einer fast unbekannten rätischen Ursprache werden Einflüsse von umgebenden Völkern angenommen, seien es etruskische, keltische, illyrische oder gar semitische Einflüsse. Aus vorrömischer rätischer Zeit haben sich noch einige typische Alpenwörter erhalten und eine beträchtliche Zahl von Ortsnamen, die im «Rätischen Namenbuch» von Robert von Planta und Andrea Schorta aufgezeichnet sind.

Nachdem die Römer Rätien erobert und dann zur Provinz Raetia Prima gemacht hatten, fasste ihre Sprache, das Volks- oder Vulgärlatein, in den Alpen allmählich Fuss und vermischte sich mit den Sprachen der eingesessenen Räter. Im Laufe der Jahrhunderte entstand eine Sprache von eigener, unverwechselbarer Struktur, eine Schwestersprache der grossen romanischen oder neulateinischen Sprachen. Die römische Verwaltung, der Militärdienst, Handel und Verkehr und vor allem das sich ausbreitende Christentum trugen zur intensiven Romanisierung bei.

Ich will nun nicht rätoromanische Sprachgeschichte darlegen und über die Ausbreitung und spätere Zurückdrängung des Rätoromanischen durch das Deutsche und Italienische sprechen. Ich will nur kurz erwähnen, dass sich, in Ermangelung eines städtischen Zentrums wie das früh germanisierte Chur, in den verschiedenen Tälern sprachliche Varianten entwickelten. Seit der Reformation gibt es ein in mehrere Idiome zerfallendes Schrifttum, das erstaunlich reichhaltig ist. Erst in allerneuester Zeit gelang es, eine einheitliche Schriftsprache zu kreieren, das «rumantsch grischun», eine auf wissenschaftlicher Grundlage fusionierte Sprache. Das grosse Experiment scheint im Gegensatz zu früheren Versuchen recht gut aufgenommen zu

werden. Man verspricht sich einen Prestigegewinn und eine Stärkung der Sprache.

Es ist beinahe ein Wunder, dass die von allen Seiten bedrängte Alpensprache sich in grossen Teilen Graubündens, der Dolomiten und des Friauls bis auf den heutigen Tag zu erhalten vermochte.

Über die Eigenart und den Reichtum des «rumantsch» geben uns viele sprachwissenschaftliche Werke Auskunft, vor allen der «Dicziunari rumantsch grischun», das grosse Lexikon, von dem bis heute ungefähr ein Drittel des Alphabets in sieben Bänden erschienen ist. Es steht zur Zeit unter der Leitung des Chefredaktors Alexi Decurtins in Chur.

Die in den letzten Jahren gesteigerten Leistungen der «Lia Rumantscha», des Dachverbandes aller romanischen Vereinigungen in Graubünden, haben dem rätoromanischen Identitätsbewusstsein Auftrieb gegeben. Erfreulich ist es, dass nicht nur eine Elite, sondern immer mehr auch breitere Volkskreise und recht viele Junge heute positiv eingestellt sind.

Mit den Problemen der Spracherhaltung will ich Sie aber, liebe Zofinger, nicht behelligen. Ich möchte nur einen kleinen Einblick in die Sprache geben, in ein Gebiet, das verhältnismässig leicht zu verstehen ist und das sogar nach einer fetten Beinwurst nicht zu schwer auf dem Magen liegen dürfte. Ich werde Ihnen einige Kostproben von Sprichwörtern im Original und in der Übersetzung vorlegen.

Die Sprichwörter stellt man ins Gebiet der Volksliteratur, der mündlich überlieferten Oralliteratur. Dazu gehört auch der reiche Schatz der Volkslieder, Sagen, Märchen, Volkserzählungen, Spiele usw. Die umfangreichste Sammlung dieser Art finden wir in der «Rätoromanischen Chrestomathie» von Caspar Decurtins in 13 Bänden. Dieses um die Jahrhundertwende erschienene Werk ist längst vergriffen. Neulich ist eine Neuauflage herausgekommen.

Decurtins war Zofinger und hat den ersten Artikel über Volksliteratur im Zofinger Zentralblatt veröffentlicht. Er, der bekannte Politiker, «der Löwe von Truns», machte eine grosse Karriere als Nationalrat und Führer der christlich-sozialen Bewegung, Mitbegründer und Professor der Universität Freiburg. Er wandte sich von der Zofingia ab, hielt aber seiner Sammelarbeit die Treue und betrieb sie als Hobby neben seinem Lehrstuhl und seinen politischen Verpflichtungen.

Die bedeutendste Sammlung von romanischen Sprichwörtern verdanken wir einem anderen Zofinger, Henri Lössi, Romanist in Zürich. Im Jahre 1944 erschien seine Dissertation «Der Sprichwortschatz des Engadins». Das

schon seit Jahren vergriffene Buch wird in nächster Zeit neu herausgegeben. Es enthält über 2500 Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, Bauernweisheiten, Wetterregeln, Kindersprüche usw. Es handelt sich um Material aus dem Engadin, das ich in der Form des Unterengadins wiedergebe.

Sprichwörter enthalten Lebensweisheiten. Oft ist es nur eine halbe Weisheit, ja es gibt konträre Aussagen. Denken wir beispielsweise an «Kleider machen Leute» im Deutschen, dagegen «L'habit ne fait pas le moine» im Französischen. Manchmal lassen sich Schlüsse auf Charakter und Mentalität des Volkes ziehen. Es ist interessant zu beobachten, wie ein und derselbe Gedanke bei verschiedenen Völkern und Volksgruppen einen völlig verschiedenartigen sprichwörtlichen Ausdruck finden kann, wobei Bild und Vergleich durch die jeweiligen Boden und Lebensverhältnisse bedingt sind.

Nun wollen wir miteinander einige romanische Sprichwörter lesen, übersetzen und so weit als möglich deuten.

1. *Ils buns cussagls e las chavras zoppas vegnan davo.*
   Die guten Ratschläge (oder Gedanken) und die hinkenden Ziegen kommen hinterher. Die Erfahrungstatsache, dass die guten Gedanken und Ratschläge meist zu spät kommen, wird hier durch das hübsche Bild der hinkenden Ziege veranschaulicht, die am Schluss der Herde nachhumpelt. Die guten Gedanken kommen hinten nach. Köstlich ist hier die Verschmelzung von abstrakter und konkreter Aussage. Ein Sprichwort, das nur in alpiner Umwelt entstanden sein kann. Obwohl die Zahl der Ziegen zurückgegangen ist, können wir noch heute in manchen Engadiner Dörfern die Heimkehr der Ziegen am Abend erleben.

Bleiben wir bei der Ziege:

2. *I crappa plüchöntsch la chavra d'ün pover hom co quella d'ün signur.*
   Es verendet eher die Ziege eines armen Mannes, als die eines reichen Herrn. Das Unglück trifft häufig Leute, denen ohnehin kein leichtes Leben vergönnt ist, während andere, denen es gut geht, davor verschont bleiben.

3. *Nu metter la chavra a perchürar il giabus.*
   Stelle nicht die Ziege hin, den Kohl zu hüten. Man soll den Bock nicht zum Gärtner machen.

4. *Mincha paster loda seis bastun.*
   Jeder Hirt lobt seinen Stecken, seinen Hirtenstab.

5. Noch ein Sprichwort aus bäuerlicher Umwelt:
   Chi chi semna bain, tschunca bain.
   Wer gut sät, erntet gut. Wie man den Acker bestellt, so trägt er. Ein sinnverwandtes schweizerdeutsches Sprichwort lautet: «Wieme spinnt, so tuechets.»

6. *Meglder ün bügl da porch sulet co üna chasa insembel.*
   Es ist besser, einen Schweinetrog allein (zu besitzen) als ein Haus zusammen (mit andern). Ein typisch bündnerisches Sprichwort, das in treffender drastischer Weise den starken Willen nach Unabhängigkeit im eigenen Hause veranschaulicht. Ich erinnere an die stolzen Wappen an den Engadiner Häusern.

7. *Ün term muossa tschel.*
   Ein Markstein weist auf den andern. Es ist auf den Bergwiesen oft nicht leicht, die Marksteine herauszufinden, doch müssen sie in gleicher Richtung zu finden sein; die Grenze verläuft in gerader Linie von Grenzstein zu Grenzstein. In übertragender Bedeutung etwa: Das eine ergibt sich logisch aus dem anderen, sofern man die Dinge zu deuten versteht. Marksteine spielen eine grosse Rolle im bäuerlichen Besitz. Wehe dem, der Grenzsteine versetzte. Das wurde früher wie eine kriminelle Tat geahndet. Die rätoromanischen Rechtssprichwörter hat Prof. Pieder Tuor in Bern gesammelt und interpretiert.

8. *Pan da patrun ha set cruostas, e la megldra es arsa.*
   Fremdes (eines Meisters) Brot hat sieben Krusten, und die beste (davon) ist (dazu noch) verbrannt. Es ist nicht leicht, sein Brot mit Dienen zu erwerben. Wir denken an die vielen Engadiner Emigranten, denen es schwer fiel, sich einem fremden Patron unterzuordnen.

9. *Il temp es galantom.*
   Die Zeit ist korrekt (ein Edelmann). Die Zeit lässt über manche Dinge Gras wachsen und heilt alle Wunden.

10. *Il sain grond paja per tuots.*
Die grosse Glocke zahlt für alle. Sain grond ist die Totenglocke. Nach dem Tode braucht niemand mehr Schulden zu zahlen. Der Tod gleicht alles aus. Dazu ist zu sagen, dass das Brauchtum um den Tod im Engadin vielfältig ist.

11. *Chi chi chanta da stà, lavura d'inviern.*
Wer im Sommer singt, arbeitet im Winter. Wer im Sommer faulenzt, muss im Winter Hunger leiden. Dieses Sprichwort, das in mehreren Varianten vorkommt, kennen wir aus der Fabel von La Fontaine: «La cigale et la fourmi»: «La cigale ayant chanté tout l'été, se trouva fort dépourvue quand la bise fut venue.»

12. *Ingio la duonna es patruna / qua la fin d'inrar es buna*
a la duonna ed al muglin / adüna manca qualchosin.
Wo die Frau Meisterin ist (das Szepter führt), da ist das Ende selten gut; der Frau und der Mühle fehlt immer etwas (eine Kleinigkeit). Hier ein weiteres Beispiel eines Sprichworts um das Thema «Frau», das übrigens sehr häufig ist.

13. *Chi chi voul nuscheglia / giaja sü pella ramma*
chi chi voul la figlia / sto gurbir la mamma.
Wer Arvennüsschen will, steige auf die Äste hinauf; wer die Tochter will, muss die Mutter für sich gewinnen. Das entspricht dem deutschen Sprichwort: «Mit der Mutter soll beginnen, wer die Tochter will gewinnen.» Davon gibt es eine schweizerdeutsche Form: «Witt d'Tocher ha, lueg d'Muetter a!» Das engadinische Sprichwort enthält noch den Geschmack der Arvennüsschen.

14. *Brüts e söras e quinadas / mai nu s'han da cour amadas.*
Schwiegertöchter, Schwiegermütter und Schwägerinnen haben sich nie von Herzen geliebt. Dieses ausserordentlich populäre Engadiner Sprichwort drückt in gereimter Form eine alltägliche Beobachtung aus, die in fast allen Kultursprachen zu einer Unmenge von Sprichwörtern und Redensarten Anlass gegeben hat.

Viele Sprüche gibt es über den Wein in der Art von «Vinum bonum laetificat cor hominum!» – «Guter Wein erfreut das Herz der Menschen.»:

15. *Ün majöl bun vin nu fa mal ad ingün.*
Ein Glas guten Weins schadet niemandem.

16. *Cur cha'l vin es a cucun, ils amis sun a mantun.*
Cur cha'l vin staliva sü, schi amis nu's vezza plü.
Wenn das Fass angezapft ist, sind die Freunde in Haufen da; wenn der Wein zur Neige geht, so sieht man keine Freunde mehr.

Die Verwandtschaft spielt eine grosse Rolle bei den Engadinern. Als Beispiel sei genannt:

17. *Basdrin e basdrinet / our da la schlatta bain ed inandret.*
Vetter dritten und vierten Grades, regelrecht aus der Familie (die Verwandtschaft ist aus). Die Ausdrücke zur Bezeichnung der Verwandtschaft reichen kaum in einer anderen Sprachen so weit wie im Rätoromanischen. Den Geschwistern: fradgliunzs, frar e sour folgen die Geschwisterkinder: cusdrins, diesen die suvrins, diesen die basdrins, und endlich die basdrets oder basdrinets. Mit diesem Grade hört die Verwandtschaft auf, und auch die Erbberechtigung. Damit entfielen nach alter Gewohnheit sowohl die Trauerpflicht für Tote als auch Einladungen und Besuche zu Kirchenfesten und Hochzeiten.

An solchen Anlässen spielten auch die Würste eine grosse Rolle. So entstanden manche Sprichwörter um die Wurst.

18. *I dà plü dis co liongias.*
Es gibt mehr Tage als Würste. Im Sinne von «Eile mit Weile».

19. *Pacas e cuortas predgias tudais-chas,*
bleras e lungas liongias frais-chas.
Wenige und kurze Predigten in deutscher Sprache, (dafür) viele und lange frische Würste. Der Engadinerromane will damit in witziger Weise zum Ausdruck bringen, man solle das Deutsche zugunsten des Romanischen zurückhalten.

20. *Id es letta trar sü ils uffants culs daints co cullas andschivas.*
Es ist besser, die Kinder mit den Zähnen aufzuziehen (solange man noch Zähne hat) als mit dem Zahnfleisch. Man soll also jung heiraten.

Zuletzt noch ein mit der Bündner Geschichte verbundenes Sprichwort.

21. *Da füergia da pövel as perchüra il minchun*
o ch'el sto ruojer ün dür baccun.
Vor Volkswut hüte sich der Tor, sonst muss er einen harten Brocken nagen. Dieser Ausspruch geht zurück auf Duri Champel, dem Historiker, Reformator und Psalmenübersetzer aus dem 16. Jh. Einen ähnlichen Spruch finden wir noch früher bei Gian Travers, dem Autor des ersten rätoromanischen literarischen Werkes, dem Epos vom Müsserkrieg aus dem Jahre 1527. Hier weht noch der Geist der berüchtigten Strafgerichte, wie zur Zeit von Georg Jenatsch.

Eine besondere Gattung der Sprichwörter sind die Wetterregeln und Bauernweisheiten. Davon möchte ich noch einige Proben geben. In diesen Sprüchen finden wir manches Stück Kleinpoesie.
Nüvel cotschen la daman, / sün la saira bel pantan.

22. *Nüvel cotschen la daman / sün la saira bel pantan.*
Nüvel cotschen sün la saira / la daman bel di da faira.
Rote Wolken am Morgen, am Abend schöne Pfützen (starker Regen), rote Wolken am Abend, am Morgen schöner Markttag. Im Deutschen gibt es die Kurzform: «Morgenrot, Abendkot.»

23. *Cur cha'l nüvel tira vers Bernina / mettai il chapè sün pigna*
Cur cha'l nüvel tira vers Tavo, / mettai il chapè sün cho.
Wenn die Wolken gegen das Bernina-Massiv ziehen, lege den Hut auf den Ofen, wenn sie aber gegen Davos ziehen, setze den Hut auf den Kopf.

24. *Scha'l favrer nu favragia e'l marz nu marzagia,*
l'avrigl e'l mai tiran la curagia.
Wenn der Februar nicht februart und der März nicht märzt, so holen es April und Mai nach, (wörtlich «ziehen den Riemen an»). Wenn Februar und März nicht so sind, wie sie sein sollten, so sind im April und Mai noch Schneefälle und Kälteeinbrüche zu erwarten.

25. *Il marz ha il cheu o il chül ars.*
Der März hat den Kopf oder den Hintern verbrannt (d.h. es ist kalt).

Herrscht zu Beginn des Monats mildes Frühlingswetter, so muss man dafür später mit einem Kälteeinbruch rechnen.

26. *Gronds scuflats, gronds chanvats.*
Grosse Schneeverwehungen, grosse Heuschwaden.

27. *Cur Giarsinom as schlavina, l'arazun festina.*
Giarsinom ist der Bergabhang gegenüber Guarda und Giarsun. Wenn Giarsinom schneefrei wird nach dem Niedergehen von Lawinen, eilt es mit dem Pflügen, «as schlavinar» heisst «von Lawinen frei werden, sich entlawinisieren», «festinar» ist «sich beeilen».

Der folgende hübsche Vers stammt aus Scuol.

28. *Viluorna verdaina, / Gurlaina terraina, / la bescha sainza tschaina.*
Viluorna grün, Gurlaina aper, die Schafe ohne Abendfütterung. Die Schafe finden dann genügend Nahrung im Freien. Eine Wetterregel, die uns reichlich komisch vorkommt...

29. *Cur cha las vachas van ad alp e'ls preirs a chapitel, vaina trid'ora.*
Wenn die Kühe auf die Alp und die Pfarrer zur Synode gehen, kommt schlechtes Wetter. Die bündnerische Synode und die Alpbestossung finden im Juni statt. Auf Grund der Erfahrung, dass es bei diesen Anlässen häufig regnet, schuf das Volk diese Wetterregel. Nicht nur die Engadiner, auch die Walser kennen diesen Spruch: «Wenn d'Heerä uf ds Kapitel gan und d'Chüöh zAlp, so chund's leid.»

Noch ein Sprüchlein über das Engadin.

30. *Chi voul vair l'Engiadina bella, dess gnir üna jada l'on,*
e quai intuorn San Jon.
Wer das Engadin schön (in voller Blütenpracht) sehen will, der soll einmal im Jahr kommen, und zwar um den Johannistag, am 24. Juni.

Es wäre schön, noch einige von den Hausinschriften auf Engadiner Häusern zu zitieren. Es gibt deren Hunderte, allein in meinem Dorf Sent über ein halbes Hundert. Vor 45 Jahren veröffentlichte ich einen Artikel im Zofinger Zentralblatt über Ladinische Hausinschriften. Seither habe ich noch

manche solcher Sprüche selber «verbrochen». Ich gestatte mir, zum Schluss meiner Ausführungen einen Spruch anzuführen, der an mehreren Häusern angebracht wurde, und zwar über der Hausbank neben dem Eingangstor. Er ladet den Vorbeiziehenden zum Anhalten ein und das Leben nicht zu hastig zu nehmen.

La giassa ais stipa
at ferma ün mumaint
la prescha dal muond
nu't renda cuntaint.

Die Gasse ist steil,
halte eine Weile an
die Hast der Welt
macht dich nicht zufrieden.

Mit diesem Aufruf zur Gemütlichkeit will ich meine Romanisch-Lektion abschliessen: «grazcha fich per Vossa attenziun!»